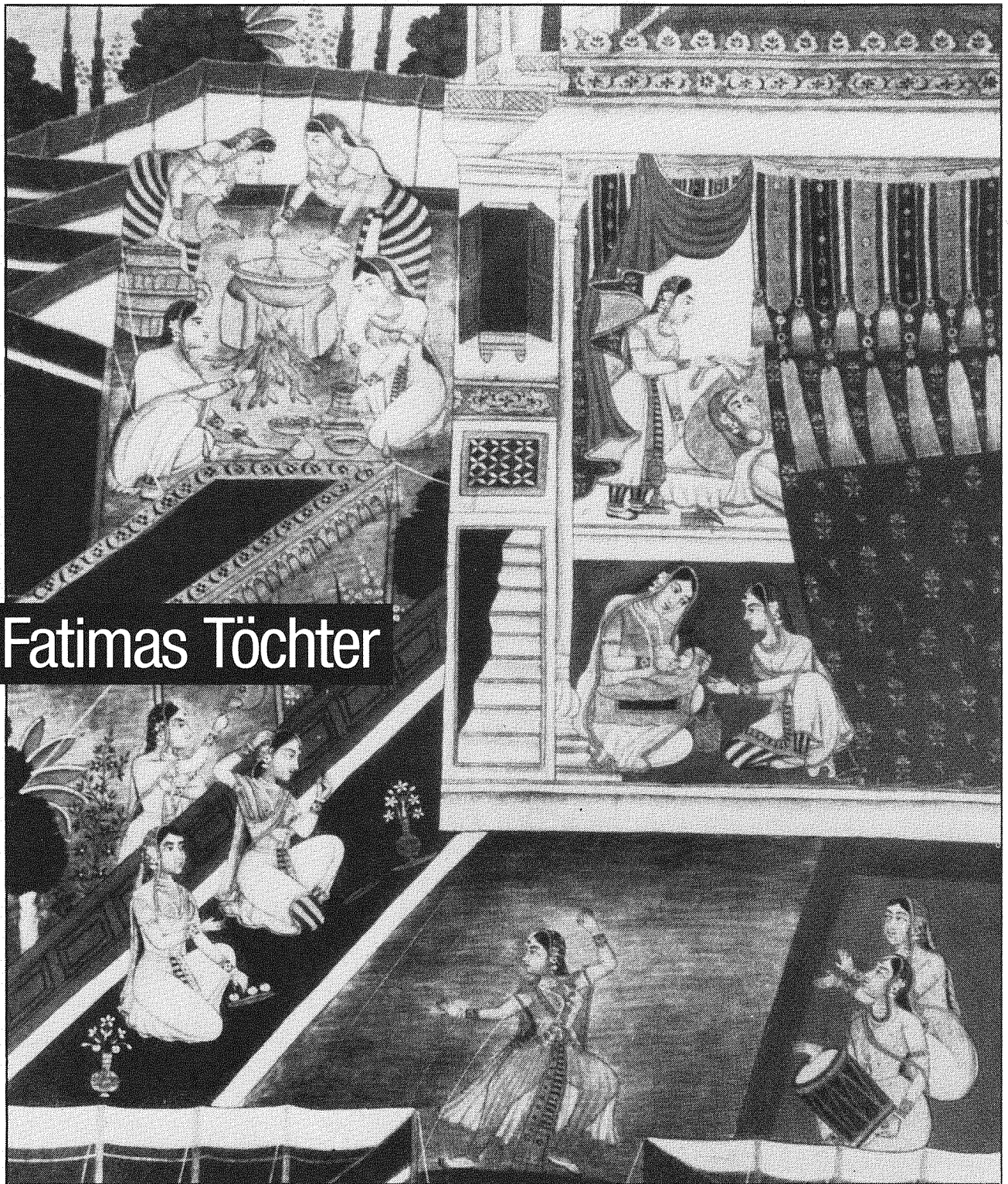


FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
10. Jahrgang
Juni 1994

FAMA 2



Fatimas Töchter

² Über 800 Millionen Menschen in 48 Ländern bekennen sich heute zum Islam. Und immer mehr rücken vor allem die arabischen Staaten als Zentrum der Repolitisierung des Islam ins Blickfeld des Weltinteresses. Im Westen wurde – ausgelöst durch den Golfkrieg – das Feindbild des Kommunismus durch das einer islamischen Weltherrschaft ersetzt. An diesem Bild hat auch der Krieg in Bosnien-Herzegowina und die dadurch vom Genozid bedrohte muslimische Bevölkerung nichts zu ändern vermocht. Die Rolle der Frauen gilt häufig als Beleg für die reaktionären politischen Ideen, die der islamischen Religion angeblich zugrundeliegen. Nicht nur die Medien, auch wir gingen davon aus, dass die Erfahrung der Vergewaltigung für die muslimischen Frauen besonders schrecklich sei, da ihre Familien aufgrund ihres Wertkonservatismus und ihrer religiösen Einstellung nicht damit umgehen könnten und sie deshalb verstossen würden. Doch allein die Tatsache, dass so viele Frauen den Mut hatten, damit an die Öffentlichkeit zu gelangen, widerlegt diese Annahme. Solche Mutmassungen verfälschen die Realität, sie zeichnen das Bild einer homogenen islamischen Gesellschaft und übersehen, dass die unterschiedlichen Lebensweisen von Frauen nicht allein von der Religion, sondern ebenso sehr von Kultur und Tradition, von wirtschaftlichen und postkolonialen Realitäten geprägt sind.

Die Frau im Islam gibt es nicht, genauso wenig wie die Frau im Christentum. Es gibt nur Frauen mit ihrem je unterschiedlichen Selbst- und Rollenverständnis, das abhängig ist von sozialer Herkunft, Bildung und religiöser Identifikation. Und ebenso verstehen wir unter Islam mehr als eine Bezeichnung für die Religion, da diese im Laufe der Jahrhunderte das politische und kulturelle Geschehen und die soziale Lebenswelt wesentlich beeinflusst hat.

Das bei uns vorherrschende Bild der schleiertragenden, rückständigen muslimischen Frauen verstellt den Blick auf ihre wirklichen Lebensverhältnisse und auf ihr Selbstverständnis. Deshalb haben wir hier das Wort Fatimas Töchtern übergeben, damit sie uns erzählen, was der Islam ihnen bedeutet, wie er ihr Le-

ben prägt(e) und wie ihre islamische Frauenidentität aussieht. Während der einführende Artikel von Farideh Akashe-Böhme einen Überblick gibt über die Grundlagen und die Bedeutung des Islam, beleuchtet Fatema Mernissi den Zusammenhang zwischen den patriarchalen Interessen und der Religion. Die Erfahrungsberichte bringen nicht nur Fremdes und Unterschiedliches zur Sprache, sondern auch – überraschenderweise – Vertrautes. Beim Lesen stellen wir fest, dass Frauen islamischer Kulturkreise uns fremd und zugleich nah sind, dass sie auf ähnliche religiöse «Kindheitsmuster» zurückgreifen wie wir, dass die in der Familie tradierte Religiosität von ähnlichen Ritualen geprägt ist. Nicht nur in Bezug auf das religiöse, sondern generell auf das politische Selbstverständnis von Frauen bezogen, sind die Unterschiede zwischen den Kulturen wahrscheinlich kleiner als zwischen den Schichten desselben Landes, wie es Maya Jaouhari Tissafi in ihrem Beitrag «Aufgewachsen in zwei Kulturen» exemplarisch zum Ausdruck bringt. Die Stimmen der hier zu Wort kommenden «fremden» Frauen können in uns aber auch das Interesse wecken für das eigene Fremde, das eigene Fremdsein in der überlieferten Tradition und so zu einem wechselseitigen Lernen führen.

Dass dies nicht ganz einfach ist, beschreibt Marlène Schnieper in ihrem Beitrag über die dritte internationale Konferenz der Organisation muslimischer Frauen vom vergangenen März in Kharthum. Als westliche Journalistin schildert sie ihre Eindrücke über das facettenreiche Erscheinungsbild des islamischen Feminismus. Sie verweist auf die Notwendigkeit des Dialogs zwischen den Frauenbewegungen hier und dort, im Wissen um die grundsätzlichen Schwierigkeiten aufgrund gegenseitiger Vorurteile und Irritationen.

Das Gespräch mit Frauen aus andern Kulturen ist eine notwendige Brücke zum gegenseitigen Verständnis. Die Differenzen in den Interessen, Bedürfnissen und Forderungen und das Erkennen der gemeinsamen Anliegen und politischen Zielsetzungen führen zu neuen Bündnissen, die notwendig sind, um die herrschenden Machtstrukturen auch in unserem Verhältnis zu den anderen Frauen zu durchbrechen und uns gegenseitig zu unterstützen.

Li Hangartner

Einführung in den Islam

Farideh Akashe-Böhme

Die islamische Welt – das sind 48 Staaten in Asien und Afrika – umfasst sehr unterschiedliche Gesellschaftsformen und Rechtsnormen, weshalb von schnellen Verallgemeinerungen abgeraten werden muss, wenn von MuslimInnen die Rede ist. Der Islam ist nicht nur Religion, sondern auch Kultur, er ist vielfältig in Normen, Traditionen, sozialen und politischen Institutionen.

Die westlichen (christlichen) Länder unterscheiden sich auch wesentlich durch die unterschiedlichen Kulturen und Ethnien voneinander, auch wenn sie einer Religion zugehören. Die MuslimInnen in den arabischen Staaten, vielen afrikanischen Ländern, Staaten im vorderen Asien wie etwa der Türkei oder auch anderen asiatischen Ländern wie Pakistan, Afghanistan oder Iran unterscheiden sich durch ihre jeweiligen Gesellschaftsstrukturen und kulturellen Besonderheiten. Diese Differenzierungen voraussetzend wird im folgenden der Versuch unternommen, durch eine kurze Einführung einen Einblick zu vermitteln.

Grundlagen des Islam

Islam heisst Ergebung, «Hingabe an Gott». Der Islam ist eine monotheistische Weltreligion, die Mohammed gestiftet hat und heute etwa eine Milliarde AnhängerInnen hat. Der Islam entstand vor mehr als vierzehnhundert Jahren in Hidjas, einer Landschaft am Westrand der arabischen Halbinsel, in der die Wirkungsstädte Mohammeds, nämlich Mekka und Medina lagen, also dem heutigen Saudi-Arabien. Der Islam versteht sich als die abschliessende göttliche Offenbarung und den Propheten Mohammed als Abgesandten Gottes und Siegel aller Propheten, wobei die biblischen Propheten auch von den MuslimInnen anerkannt werden. Mohammed wurde um 570 in Mekka geboren. Er verlor sehr früh seine Eltern und wurde bei seinem Oheim aufgezogen. Er widmete sich, wie seine meisten Landsleute, dem Handel und heiratete seine um viele Jahre ältere Dienstherrin Khadiga. Mit etwa vierzig Jahren wurde Mohammed in einer Höhle am Berge Hira, wohin er sich öfters zurückzog, von Visionen heimgesucht. Etwa 613 begann er zu predigen und

fand anfangs AnhängerInnen vor allem unter seinen nächsten Verwandten. 622 n. Chr. wanderte er nach Medina aus und mit dieser Auswanderung, der Hira, lassen die MuslimInnen ihre Zeitrechnung beginnen. Die im Westen übliche Bezeichnung «Mohammedaner» oder gar «Mohammedanismus» wird von allen MuslimInnen abgelehnt. Mohammed ist für sie kein Gott, sondern der letzte aus einer langen Reihe von Propheten. Mohammed starb 632. Nach seinem Tod gab es in der jungen Gemeinde Schwierigkeiten bezüglich eines Nachfolgers. Die Gemeinde von Medina gilt noch heute als Urbild der islamischen Gemeinschaft (Umma). Der gemeinsame Glaube war der gemeinschaftsstiftende Faktor. Dennoch gab es in der Gemeinde Spaltungen, als es um den richtigen Nachfolger, den Kalifen, ging. Während die Sunniten, Abu Bakr, Umar, Utman und schliesslich Ali als rechtmässigen Kalifen sehen, ist Ali, Vetter und Schwiegersohn Mohammeds, für die Schiiten der einzig rechtmässige Nachfolger.

Die fünf Säulen des Islam

Es geht bei den sogenannten fünf Säulen des Islam um Hauptpflichten für alle Gläubigen, die sowohl individuelles als auch gesellschaftliches Handeln regeln. Das Glaubensbekenntnis «*Shahada*» ist die erste und lautet: «Ich bezeuge, dass es keinen Gott ausser Allah gibt, und ich bezeuge, dass Mohammed der Gesandte Gottes ist». Weitere sind das rituelle Gebet in arabischer Sprache fünfmal täglich in Richtung Mekka (*Salat*), die Almosensteuer (*Zakat*), wonach alle Gläubigen jährlich mindestens einmal einen Betrag an die Armen entrichten müssen, das Einhalten des Fastenmonats (*Ramadan*) und schliesslich die Pilgerfahrt nach Mekka (*Hagg*). Das Leben der Gläubigen gestaltet und ordnet sich um diese fünf Säulen. Das richtige Handeln ist aber in der Gemeinschaft (Umma) möglich, denn sie gibt dem Leben Orientierung und Halt. Der Islam, der dem Gesamtleben eine religiöse Ordnung gibt und alle Lebensbereiche durchdringt, regelt alle menschlichen Verhältnisse rechtlich und befasst sich deshalb auch mit der Ordnung der Geschlechterbeziehung. Der Koran, die heilige Schrift, stellt die Richtlinien dar, wonach die Gläubigen ihr Leben richten müssen. «Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes», ist der Eingangsvers des Koran, des heiligen Buches des Islam, mit dem alle gläubigen MuslimInnen ihr Handeln beginnen.

Das islamische Rechtssystem

Für Umma, die islamische Gemeinschaft, ist das Gesetz von Gott offenbart worden und wird *Scharia* genannt. Zwar gibt es im Koran oft bis ins kleinste Detail festgelegte Regeln des Alltags und normative Regelungen für die in der islamischen Gemeinschaft (Umma) lebenden MuslimInnen. Aber dies

war nicht ausreichend und daher war es notwendig, zusätzliche Rechtsquellen zu etablieren.

Das islamische Gesetz umfasst das ganze Leben der Gemeinschaft und enthält sowohl Vorschriften für den Kultus als auch für die zivile Rechtsordnung. Die Scharia ist nicht kodifiziert worden; sie ist durch die Jahrhunderte von Generation zu Generation weitergegeben worden. Das islamische Recht, die Scharia, basiert auf vier Rechtsquellen:

1. Der *Koran*: Er enthält die Offenbarungen des Propheten Mohammed in arabischer Sprache und gliedert sich in 114 Abschnitte, die Suren, mit Versen in Reimprosa.

2. Die *Sunna* (Brauch, Tradition) d.h. die traditionelle Praxis des Islam. Nach dem Tode Mohammeds wurden alle Überlieferungen, genannt Hadithe (Aussprüche des Propheten), gesammelt; sie bilden in ihrer Gesamtheit die Sunna.

3. Der *Konsensus* der Rechtsgelehrten: Um die immer komplizierter werdenden gesellschaftlichen Probleme zu regeln, greifen die Ulema, die Rechtsgelehrten, zum Konsensus.

4. Die Schlussfolgerung durch *Analogieschluss*.

Während die ersten zwei Gesetze unveränderlich sind, können die letzten zwei weiterentwickelt werden. In der juristischen Seite der Scharia ist vor allem das Erbrecht sehr kompliziert. Töchter bekommen weniger mit der Begründung, dass sie keine Familie versorgen müssen und ausserdem Aussteuer bekommen. Nach dem Gesetz haben Frauen das Recht, ihr eingebrachtes Vermögen selbst zu verwalten. Das Strafrecht basiert auf vielen einzelnen Straftaten, die im Koran einzeln aufgeführt sind: für Zina (Unzucht) sind 100 Peitschenhiebe für die Nicht-Verheirateten und Steinigung für die Verheirateten vorgeschrieben; für Diebstahl, Strassenraub und Verleumdung gilt die hadd-Strafe; für Totschlag gilt *gisas* (Wiedervergeltung) aber es genügt manchmal auch, einen Blutpreis (*diya*) an die Familie des Opfers zu entrichten. Ausserdem gibt es *ta zir*-Strafen, die in manchen Ländern in Gesetzbüchern kodifiziert sind und dem Ermessen des Richters unterliegen. Im 8./9. Jahrhundert n. Chr. haben sich vier unterschiedliche Rechtsschulen herausgebildet: Hanbaliten, Hanafiten, Malikiten und Schafaiten. Ausserdem gibt es die Schiitische Richtung im Iran und seit 1967 die ibaditische Richtung in Oman. Scharia greift durchaus auch auf lokale und regionale Vorstellungen von Moral, Tradition und Sitte zurück und bezieht sie in ihr Auslegungsschemata ein.

Islamische Sekten

Wie im Christentum gibt es auch im Islam verschiedene Glaubensrichtungen, also Sekten. Einige wichtige davon sind: Die *SunnitInnen* (TürkInnen, PalästinenserInnen, Pakistani). Sie verstehen sich als direkte Nachkommen des Propheten Mohammed. Sie erken-

nen nicht nur den Koran als Grundlage ihres Glaubens an, sondern auch die Sunna.

Die *ShiitInnen* (Iran, Irak). Sie sind die AnhängerInnen Alis, des Schwiegersohns und Veters des Propheten. Zu diesen Hauptgruppen kommen noch andere Sekten wie die Drusen, die AlawitInnen, Ahamadiya u.a.

Die *AlawitInnen* sind AnhängerInnen von Ali, der fast schon vergöttlicht wird. In ihrer Lehre sind Elemente christlicher, gnostischer und altorientalischer Herkunft anzutreffen. Die AlawitInnen, die etwa über eine halbe Million Menschen zählen, leben vor allem im Osten der Türkei, im Nordwesten Syriens; viele KurdInnen sind AlawitInnen.

Die *Drusen*, die sich erst im 11. Jahrhundert als Gruppe gebildet haben, verehren Hakim, den ägyptischen Fatimiden-Khalifen, der auf mysteriöse Weise verschwand. Die Drusen leben heute vor allem im Libanon und Südsyrien.

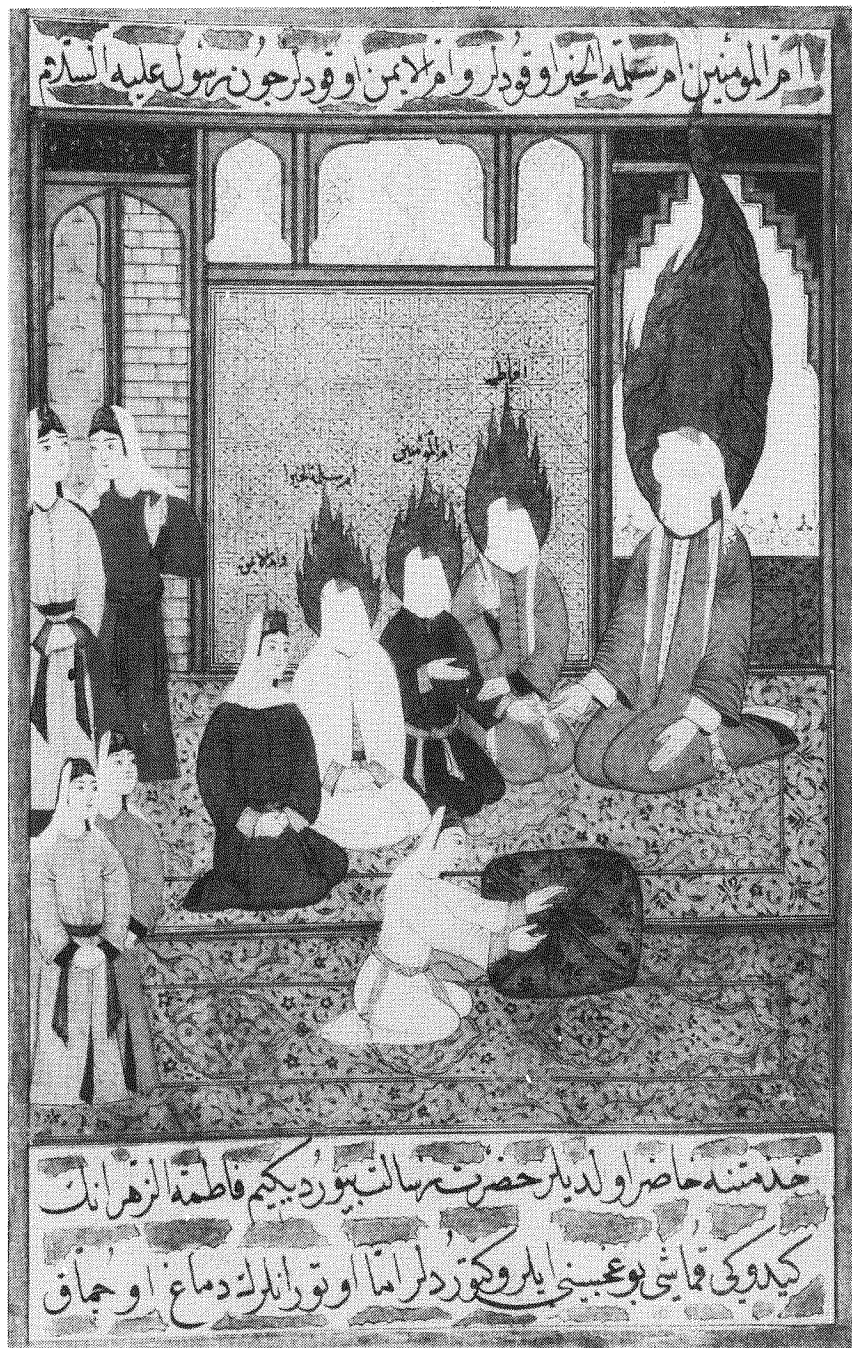
Religiöse Feiertage

Es gibt wie im Christentum viele religiöse Feiertage wie z.B. Ramadan, den Geburtstag Mohammeds, Himmelfahrt des Propheten. Ein Fest, das dem christlichen Weihnachten ähnelt ist das «Id al Fitr», das mit gegenseitigen Geschenken und Besuchen in neuen Kleidern sehr fröhlich gefeiert wird.

Ausserdem gibt es auch andere Ereignisse, die gefeiert werden, wie die Beschneidung, die Geburt, die Heirat und der Tod. Es gibt auch Speisevorschriften, die zu ihrer Zeit aus hygienischer Sicht sehr sinnvoll waren. Verboten sind unreine Speisen, wie Schweinefleisch, das Fleisch von nicht nach islamischem Ritual geschlachteten Tieren, Alkohol und alles, was das Bewusstsein trübt.

Das islamische Wertesystem

Das islamische Wertesystem ist zum grössten Teil von traditionellen Strukturen, einer familialistischen und religiösen Orientierung geprägt. Die islamische Erziehung ist geschlechtsspezifisch. In der Familie bestimmt das Prinzip der Geschlechtertrennung und die Hierarchie von Alter und Geschlecht weitgehend die Erziehung von Mädchen und Jungen. Es gibt während der frühen Kindheit engeren Kontakt zwischen den beiden Geschlechtern. Die Kinder wachsen gemeinsam bis zum fünften, sechsten Lebensjahr bei der Mutter auf und nehmen gemeinsam an den Arbeiten und den Zusammenkünften der Frauen und Verwandten teil. Die geschlechtsspezifische Erziehung beginnt etwa im Alter von sechs Jahren. Die Jungen wechseln in den Arbeitsbereich der Männer über und definieren sich über ihre Väter. Die Einübung in die späteren männlichen Rollen (Ernährer, Beschützer etc.) geschieht durch die Nachahmung väterlicher Verhaltensweisen. Die Mädchen werden allmählich in ihre spätere Rolle als Mutter und Hausfrau eingeübt, was in



Verschleierter Muhammed mit den für den Islam bedeutungsvollen Frauen Fatima, A'ischa und Umm Salama

Tätigkeiten wie Helfen im Haushalt, Beaufsichtigen jüngerer Geschwister etc. besteht. Auch in der Immigration ist die Familie das Zentrum sozialen Lebens, auf das jedes einzelne Familienmitglied angewiesen ist. Dem entspricht ein grosser familialer Gemeinsinn: Familieninteressen rangieren vor Individualinteressen. Zu den wichtigsten Werten der MuslimInnen gehören Ehre (Namus) und Achtung. Die Ehre (Namus) gehört zu den obersten Werten und ihr Verlust ist gleichbedeutend mit öffentlichem Gesichtsverlust, einer Schande und Schmach für die ganze Familie, vor allem für die männlichen Mitglieder, die daher verpflichtet sind, die Familienehre wiederherzustellen. Der Wert «Achtung» ist die Anerkennung der Autoritätsbeziehungen innerhalb der Familie; es reicht, wenn die Achtungsregeln befolgt werden, wenn auch nur formal. Zum Beispiel ist es

nicht üblich, in Gegenwart des höherstehenden Familienmitglieds zu rauchen. Der Sohn schuldet seinem Vater die Achtung, die Frau ihrem Mann, der jüngere Bruder dem älteren etc.

Der Koran, die heilige Schrift der MuslimInnen, ist aus der vorislamischen arabischen Gesellschaftsordnung herausgewachsen, nimmt auf sie Bezug und setzt sich mit ihr auseinander. Die vorislamische arabische Gesellschaft, basierend auf Blutsverwandschaft und Abstammung, bestand vorwiegend aus vielen Beduinestämmen. Die beduinische Lebensform bestimmte weitgehend das soziokulturelle Leben. Die gängige Eheform innerhalb der Stämme war die Heirat vorwiegend innerhalb des Stammes, und die bevorzugte Ehepartnerin war eine Cousine ersten Grades. Die Frau hatte trotz der untergeordneten Rolle eine beachtliche soziale Stellung. Sie war «Herrin des Zel-

tes», und bei Konflikten mit dem Ehemann verweigerte sie ihm den Zugang zum Zelt.

Neben der herrschenden Mono- und Polygamie gab es auch Polygynie und Polyandrie (Einehe, Mehrehe, Vielweiberei, Vielmännerei). Die Geburt weiblicher Babys war kein freudiges Ereignis, und sie wurden sogar manchmal lebendig begraben.

Wir müssen berücksichtigen, dass sich die jeweilige besondere geographische, politische und wirtschaftliche Lage, die Geschichte, die Sitten und Tadiitionen

auf die Religion, ihre Deutung und ihre heutige Praktizierung auswirken. Es gibt Unterschiede zwischen den einzelnen islamischen Gemeinden, je nach dem, ob sie der Sunnitischen oder Schitischen oder einer der vielen anderen Richtungen entstammen. Die Religion hat keine vom Staatswesen unabhängige Rolle; vielmehr war und ist Religion in den meisten Gesellschaften auch ein Instrument der Herrschenden, um den Status quo aufrechtzuerhalten.

Der Islam ist eine Lebensordnung, die auch den staatlichen Bereich betrifft.

Das kann gegebenenfalls dazu führen, dass religiöse Würdenträger zugleich staatliche Macht beanspruchen (so zum Beispiel seit 1979 im Iran).

Farideh Akashe-Böhme, gebürtige Iranerin, studierte Germanistik, Geschichte, Politik und Soziologie in Frankfurt und Darmstadt, Promotion in Soziologie. Sie lebt und arbeitet als freie Publizistin in Darmstadt.

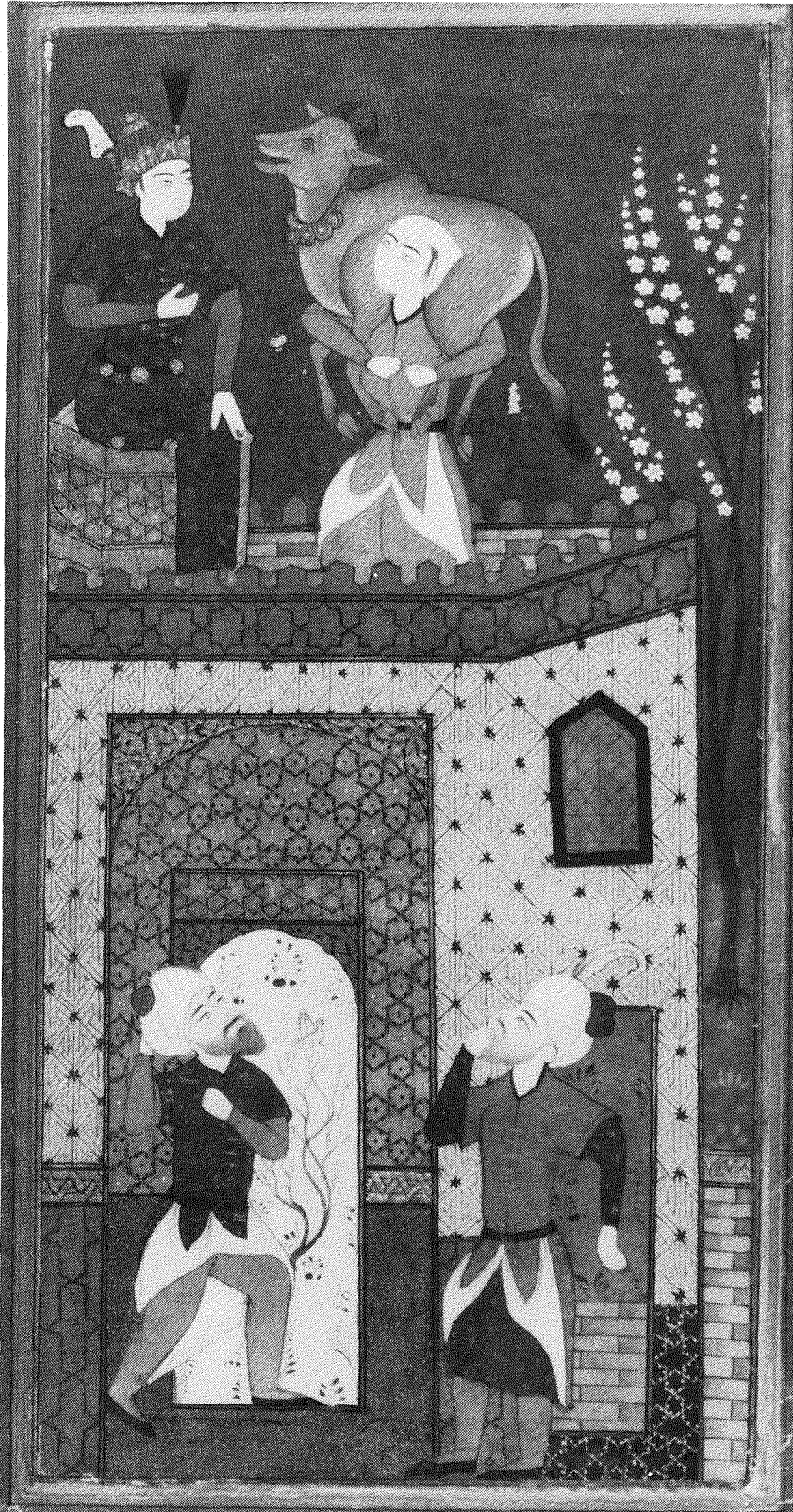


Illustration zur Sage von Bachram Gur und seiner Lieblingsklavin Asade

Von der Autorin empfohlene Literatur

Peter Antes u.a., *Der Islam. Religion, Ethik, Politik*, Stuttgart 1991.

Adel Theodor Kohury, *Toleranz im Islam*, Altenberge, 2. Aufl., 1986.

Maxime Rodinson, *Die Faszination des Islams*, München, 2. Aufl., 1991.

Annemarie Schimmel, *Der Islam. Eine Einführung*, Stuttgart 1991.

Bassam Tibi, *Der Islam und das Problem der kulturellen Bewältigung sozialen Wandels*, Frankfurt a.M., 2. Aufl., 1991.

Monika Tworuschka, *Analyse der Geschichtsbücher zum Thema Islam*, Braunschweig, Schulbuchforschung 1986.

Walter Kerber (Hrg.), *Wie tolerant ist der Islam*, München 1991.

Veröffentlichungen von Farideh Akashe-Böhme

Die Darstellung der iranischen Revolution in der bundesrepublikanischen Presse, Göttingen 1986.

Frausein – Fremdsein, Frankfurt a.M. 1993.

Reflexionen vor dem Spiegel (Akashe-Böhme: Hrg.), Frankfurt a.M. 1992.

Islamisch-arabische Frauengeschichte und das Verhältnis von Frauen und Nation im arabisch-islamischen Kulturkreis, in: *Metis, Zeitschrift der historischen Frauenforschung*, 1992.

Religiosität im Alltag

Erinnerungen an die Kindheit

Esen Leyla Esendal

6 An einem kalten Februarabend kam ein kleines Mädchen in einem Land, das man Türkei nennt, auf die Welt und betrat somit eine islamisch geprägte Kulturwelt. Man rückte ein wenig zusammen und machte ihm Platz. Einige Tage nach seiner Geburt nahm sein Grossvater es auf den Schoss mit den Worten BISMILLAHIRRAHMANIRRAHIM (im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers). Es wurde EZAN in des Mädchens Ohr gerufen, dann dreimal sein Name. Man betete zusammen und zum Schluss sprach jeder für sich das FATIHA (1. Sure im Koran). «Dem Herrn der Welten, dem barmherzigen Erbarmen, dem der Tag des Gerichts gehört, Dir dienen wir, Dich flehen wir an. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen Du Deine Gnade gibst und nicht derer, über die Dein Zorn kommt und die abirren». So betrat das Mädchen den Weg, den Weg des Islam, und so wurde ein Name sein ständiger Begleiter: «ALLAH». Es vernahm ihn im Ruf des Moezzins, im Wiegenlied, in Glückwünschen zu seiner Geburt und in Schutzformeln, womit man Gott um seinen Schutz vor allem Bösen und um Glück und Segen bat. Das Baby vernahm alles mit geschlossenen Augen, so wie es dies später beim Koranhören zu tun pflegte: ganz in sich gekehrt, etwas empfangend.

Tage vergingen. Das Baby gedieh... Das Zimmer roch nach Lavendel. Der Duft kam aus der Wäschetruhe, aus der ihre Grossmutter alle paar Tage ein frisches, grosses Kopftuch holte. Wenn sie das kleine Mädchen in die Arme nahm, versteckte es seinen Kopf unter diesem Tuch, und auch wenn es beleidigt war oder sich wehgetan hatte. Wenn es so dasass, spielte es mit dem Rosenkranz, den die Grossmutter immer bei sich trug. Dabei wiederholte es unendlich die für es unverständlichen Worte: ELHAMDÜLILLAH... ELHAMDÜLILLAH... ELHAMDÜLILLAH... (Dank an Gott). Der Ezan... das Wiegenlied... die im Namen Allah eingebetteten Wünsche... Gebete... das grosse, weisse Kopftuch... der Rosenkranz... Alles um das kleine Mädchen herum. Hinzu kam der Gebetsteppich, der fünfmal am Tag gegen Kibla ausgebrei-

tet und nach dem Gebet wieder zusammengerollt in den Schrank versorgt wurde. Dieser Teppich gab dem Tagesablauf einen bestimmten Takt, eine Ordnung. Es war so, als ob die Zeit nach seinem Zeichen abließ und nicht umgekehrt. Er brachte unerklärliche Schwingungen in den Raum, in das Leben. Dieser Gebetsteppich war am Anfang nur ein sehr reizvoller besonderer Spielplatz. Die Grossmutter bewegte sich so komisch darauf. «Nein, nein mein Kind», sagte die Mutter, «Nine (die Grossmutter) macht <amin, amin. Sie sagt Allah>». So gehörten zu den ersten Vokabeln automatisch diese Wörter: Amme (Mami), Baba (Papi), Amin, Amin, Nine (Grossmutter), pisi pisi (Katze), Allah.

*

Die Zeit flog vorbei wie ein kleines Kind auf dem Schlitten im Schnee. Das kleine Mädchen lebte das unbeschwertere Leben eines Kindes. Aber der Islam berührte immer wieder seine Zauberwelt. Mal als ein kleines Gebet, mal als ein magisches Wort aus dem Munde der Erwachsenen, mal als eine Geschichte aus dem Leben Mohammeds. Auch im Bezug auf die Tierwelt tauchte hie und da eine islamische Geschichte auf. «Die Spinne ist und bleibt eklig, auch wenn sie damals Mohammed geschützt hat-



Mogulfürstin auf dem Thron

te», dachte das Mädchen, hielt diese Meinung aber ganz diplomatisch für sich. Die Ameisen waren besser dran. Einmal sagte eine Grosstante, dass jede Ameise, die man rette, einem im Jenseits helfen würde. Das Mädchen konnte mit dem Jenseitsbegriff nicht viel anfangen, dennoch malte seine reiche Phantasie komische Bilder, z.B. alte Menschen, die in einem riesengrossen Garten mit sehr vielen Blumen über die Dattelbäume fliegen usw. Aber das Mädchen ahnte, dass es sich um etwas handelte, das man ernst nehmen musste. Schliesslich soll dieser Garten der Schönste sein und jede/jeder begehrte die Zulassung. «Wenn das so ist... na

dann an die Arbeit!... Es wird den Ameisen geholfen!» Nachdem das Mädchen bei einer intensiven Rettungsaktion im Garten, ohne es zu bemerken, auf ein Ameisennest trat und die Ameisen sein ganzes Bein hinaufkletterten und es dazu noch böse bissen, verzichtete es auf deren zugesagte Hilfe im Jenseits.

Die innere Welt des Mädchens wurde Tag für Tag mit verschiedenen, neu erworbenen Blumen geschmückt und bereichert. Es war in einer vom Islam geprägten geistigen Welt eingebettet und bezog die für sein Gedeihen nötige Nahrung aus dieser «Quelle des Lebens». Es war so, als ob eine wärmende, schützende Decke diese kleine, noch zierliche Welt umhüllte, so wie das grosse, weisse Kopftuch der Grossmutter oder der Grosstante. Diese Glaubenswelt formte die Menschen, die zu ihr gehörten und bestimmte ihre Lebensform. Der Islam war überall und in jeder Handlung des Alltags zu spüren, wenn man das Verhalten der Menschen beobachtete; wie sie die Geschehnisse beurteilten, wie sie sich gegenseitig ermahnten, wenn sie über jemanden etwas Unangenehmes sagten, wie sie bei jeder Gelegenheit sich selbst oder einander an die göttlichen Gesetze erinnerten... dann war der Islam ständig allgegenwärtig. «Halkin gözü, hakkın gözü», sagte man (wie du von anderen gesehen wirst, wirst du auch von Gott gesehen). Auf diese Weise wurde jede und jeder zur Selbstkontrolle und zur Weiterentwicklung verpflichtet.

*

Das kleine Mädchen beobachtete alles (je älter, desto bewusster) und auf diese Weise bekam es den ersten «Religionsunterricht» als praktizierte Lebensform. So sah es z.B., wie seine eigene Mutter der bettlägerigen Grossmutter, die sie aufopfernd pflegte, manchmal zuhörte: «... und zu den Eltern sollst du gut sein. Wenn jemand von ihnen oder alle beide bei dir im Haus hochbetagt geworden sind, dann sag nicht <pfui> zu ihnen und fahr sie nicht an, sondern sprich ehrerbietig zu ihnen und senke für sie in Barmherzigkeit den Flügel der Selbsterniedrigung und sag: <Herr, erbarm Dich ihrer ebenso mitleidig, wie sie mich aufgezogen haben, als ich klein war.>» (Sura 17/23f – Übersetzung: Anne Marie Schimmel)

Das Mädchen beobachtete, wie die Älteren ein auf den Boden gefallenes Stück Brot aufhoben, es küssten und auf die Stirn drückten und es dann so versorgten, dass es nicht zertreten werden konnte. Es beobachtete die fastenden Älteren in der Familie, wie sie innig beteten, bevor sie nach einem langen Tag, an dem sie weder assen noch tranken, den ersten Schluck Wasser zu sich nahmen und eine Olive assen. Es ass mit, als hätte auch es gefastet. Diese Teilnahme ermöglichte ihm später, vor der Nahrung und allen Gaben Gottes Dankbarkeit und Ehrfurcht zu spüren. Wenn das Mädchen krank war (und es war oft krank), kam jedesmal die

Grossmutter zu ihm und murmelte lange Gebete und dann hauchte sie ihren gebetvollen Atem in sein Gesicht. Sie sagte ihm, dass Allah es sehr liebe und es durch diese Gebete heilen möchte. Dies tat ihm so gut, dass es die Spinnen und Ameisen, die mit Gott Zwiesprache halten durften, bald nicht mehr beneidete.

Obwohl das Mädchen am Anfang oft nicht begreifen konnte, was für eine Bedeutung hinter den Geboten oder Gebeten steckte, folgte es den Älteren, denn alle, die ihm diese Gebete direkt oder indirekt beibrachten, zeigten grosse Ehrfurcht davor. In ihm häuften sich diesbezüglich viele Bilder, viele Schnappschüsse, die sein inneres Auge auffing. Es begriff mit Hilfe seiner aufmerksamen, jedoch keineswegs fanatischen Familienangehörigen immer mehr und sah immer klarer. Manche dieser Schnappschüsse hatten solch klare Konturen und kräftige Farben, dass sie den Weg des Mädchens wie bunte Laternen beleuchteten. Zwei dieser Bilder, die das Mädchen in sich trägt, sehen folgendermassen aus (es möge den LeserInnen als Möglichkeit zum Verständnis für die islamische Lebensform dienen):

«Es war ein herrlicher Tag im Mai. Ich war zehn. In allen Gärten im Quartier, wo ich wohnte, herrschte eine freudige Aufregung: von den Bienen und Vögeln bis zu den kleinsten Käfern und Blumen genoss die ganze Natur die Wärme der Sonne. Auch der rheumageplagte Körper des Strassenkehrers Mehmet Efendi. Er kehrte wie immer gelassen die Strassen. Er hatte ein hageres, altes Gesicht und viel zu grosse Hände. Er kehrte die Strasse und wartete geduldig auf seine Pensionierung. Ein Leben lang hatte er nicht nur den Dreck der Strassen gesammelt, sondern auch Erfahrungen. Er hielt sie offen-versteckt in den unzähligen Falten seines viel zu schnell gealterten Gesichts. Er zog seine Mütze bis zu den Augenbrauen, als wollte er sie für sich behalten. Ich wusste nicht, dass ich an diesem Tag durch eine Beobachtung an diesen lebenslang gesammelten Erfahrungen Anteil bekommen würde. Woher er beim Dreckputzen die Kraft bekam, diese Arbeit sogar mit Dank weiterzuführen, wurde mir, während ich mir dieses nie verblasende Bild anschaute, erst viel später klar. Mehmet Efendi kam auch an diesem Tag zu uns, um in seiner Freizeit im Garten zu arbeiten und Unkraut zu jäten. Jeder, der bei uns eine Arbeit verrichtete, bekam das Mittagessen. Dies war eine Tradition. Ich spürte jedesmal, wenn ich Mehmet Efendi das Essen brachte, eine unendliche Zufriedenheit in mir. Dass dieser Mann satt wurde, bereitete mir Freude. Scheu und mit einem leise ausgesprochenen «Allah razi olsun» (Gott möge zufrieden sein), nahm er das Tablett aus meinen Händen.»

*

Ein anderes Bild: «Eines Tages klopfte es an der Tür. Es war ein regnerischer



Türkische Dame mit Dienerin auf dem Weg ins Bad

Tag. Als meine Mutter öffnete, stand der Kümmelstengel-Verkäufer davor und in seiner knallroten Hand blitzte eine 5-Kurus-Münze. «Sie haben mir fünf Kurus zuviel gegeben», sagte er, «das gehört nicht mir». Wir standen sprachlos vor diesem Mann, vor diesen ehrlichen, genügsamen, braunen Augen. «Hast du deswegen den langen Weg bei diesem Wetter zurückgelegt?», fragte meine Mutter. «Natürlich! Ich bin Allah Rechenschaft schuldig. Wie kann ich sonst später vor Allah stehen?»

*

Ich denke zurück und erinnere mich voller Dankbarkeit an all diese Bäcker, die dazu beigetragen haben, meinen Teig zu kneten und zu formen und hoffe für den weiteren Weg auf andere Begegnungen, die mir helfen, auf dem rechten Weg zu bleiben. Ich gehe meinen Weg seit zwanzig Jahren in einem frem-

den Land, wo ich Seelen getroffen haben, die mir sehr viel bedeuten. Sie gehen zum gleichen ewigen Licht auf dem Weg von Christus. Auch ihre Seelen sind lichterfüllt. Die Begegnung mit ihnen erlaubte mir die Worte Omar Chayyams besser zu verstehen, deren Sinn ich mit Ihnen zum Abschluss teilen möchte:

«Der Tropfen Wein, «wie bin vom Meer ich weit!»

Das Weltmeer lacht.

«Vergeblich ist dein Leid!»

Sind wir doch alle eins, sind alle Gott – Uns trennt ja nur das winzige Pünktchen Zeit.»

Esen Leyla Esendal stammt aus der Türkei, ist seit 23 Jahren in der Schweiz wohnhaft, von Beruf Germanistin, arbeitet als Redaktorin, Suggestopädin, Autorin, Moderatorin und Künstlerin.

Abschied von tausendundeiner Nacht

Frauen im Wandel der islamischen Welt

Frau in der Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Tradition benennt. Das Folgende ist jedoch keine Zusammenfassung des Buches von Mernissi, sondern es ist eine kurze Darlegung einiger ausgewählter Themen, die uns innerhalb unserer Fragestellung wichtig schienen.

Silvia Strahm Bernet

Die Frauenfeindlichkeit arabischer Staaten

«Der Terror und der Schleier» – so heisst das Einführungskapitel in Mernissis Buch. Sie greift damit nicht einfach auf eine bei uns inzwischen zum Klischee gewordene Erscheinungsform des Islam zurück, um seine Frauenfeindlichkeit nachzuweisen, sondern sie gibt damit quasi die Perspektive an, die sich durch all ihre im Buch versammelten Texte zieht: nämlich das Aufzeigen des Zusammenhanges zwischen Ideen und Interessen, zwischen religiös begründeter Praxis und den Wünschen und Erfordernissen einer patriarchalen Welt.

Die Frage, die Mernissi schon seit langem beschäftigt(e), nämlich: «Warum sind die arabischen Staaten so frauenfeindlich?», erhielt mit dem Golfkrieg eine neue, eine andere Dimension. Für sie hat dieser Krieg deutlich gemacht, dass die «Frontlinie» anders verläuft als sie bislang meinte, nämlich nicht zwischen Männern und Frauen, sondern zwischen autokratischem Staat und demokratischen Entwicklungen. Nicht einfach um Ausgrenzung der Frauen ging es, sondern um den Kampf gegen Demokratie und zivile Gesellschaft: «Alle fortschrittlichen Kräfte in den muslimischen Gesellschaften sind brutal unterdrückt worden, und genau in diesem Geiste werden auch die Kampagnen geführt, die der Hälfte der Bevölkerung ein Leben hinter dem Schleier aufzwingen sollen... Es geht dem Staat nicht nur um die Ausgrenzung der Frauen – der Kampf gilt letztlich allen demokratischen Formen. Mit den Frauen konnte man nach Belieben umspringen, weil sie nicht organisiert waren und keine Macht besaßen, ausserdem bot es sich an, die alten frauenfeindlichen Traditionen zu beleben und mit modernen Mitteln zu bestärken (dazu dienten das Fernsehen, das staatliche Monopol über die Schulbücher usw).» (10f.)

Die Unterdrückung der Frauen ist so ein exemplarischer Kampf gegen alle Ansprüche auf Bürgerrechte und die Kampagnen der achtziger Jahre zur Bekräftigung des Verschleierungsgebots nichts anderes als die Ausgrenzung der Frauen aus dem öffentlichen Bereich – und dies alles in einem Klima verschärfter ökonomischer und sozialer Probleme, für die eine Ablenkung durch «Schleierdiskussionen» gerade recht kam.

Hohe Arbeitslosenraten und ein enormes Bevölkerungswachstum stell(t)en die arabischen Staaten vor grosse ökonomische und soziale Schwierigkeiten: «... die Probleme sind gewaltig, aber

die Regierungen scheint das nicht zu beeindrucken. Die wirtschaftliche Entwicklung ist kein Thema, man bemüht sich, die Aufmerksamkeit auf Religion und Moral zu lenken... Die Frage, ob Frauen ihre Haare frisieren oder verhüllen, wird in den staatlich kontrollierten Fernsehprogrammen diskutiert als ginge es um das Überleben der Nation.» (14) Und etwas weiter unten heisst es dann:

«Warum, so frage ich mich, können unsere Politiker den Anblick von Frauenhaar nicht ertragen? Was ist so schrecklich an der Vorstellung, dass eine muslimische Frau stolz und aufrecht steht, die Brüste nicht versteckt und den Blick eines Mannes erwidert, um zu sehen, was seine Absichten sind? Aber offenbar finden die Politiker an unseren Frisuren, unseren Gesichtern und unseren Blicken keinen Gefallen. Im Gegenteil: es scheint, als seien sie gerade von der Unterwürfigkeit und Selbstverleugnung der Frauen fasziniert, von ihrer Opferrolle, dem stillen und demütigen Kopfnicken. Seit Jahren habe ich mich gewundert, weshalb die Frau ihrer Träume ein völlig verschleiertes, stummes Wesen ohne Selbstachtung ist... Und dann frage ich mich, wie lange es sich die arabische Welt eigentlich noch leisten kann, einfach so ins 21. Jahrhundert hineinzustolpern, ohne einen Dialog zwischen dem Staat und der Jugend und vor allem zwischen dem Staat und den jungen Frauen zu eröffnen?... Wie wäre es mit einem Emanzipations-Impfstoff, der allen künftigen Politikern so ungefähr im Alter von 21 Jahren verabreicht würde, damit sie nicht mehr von der Angst vor starken und selbstbewussten Frauen befallen werden? So etwas sollten die muslimischen Frauen erfinden! Jedenfalls muss etwas geschehen, um den Männern die Augen zu öffnen und ihnen klarzumachen, dass die gehorsame Frau ihrer Träume kaum noch zu finden sein wird. Nirgendwo auf der Welt – also auch nicht in der arabischen Welt.» (18f.)

Die Eigenständigkeit des arabischen Feminismus

Viele konservativ-religiöse arabische Führer sind der Meinung, der Feminismus sei «in der arabischen Welt nicht naturwüchsig entstanden, sondern aus den Metropolen des Westens importiert worden.» Diese Vorstellung geht, so Mernissi, von der Voraussetzung aus, dass die arabische Frau eine «geisteschwache, unterwürfige Kreatur ist, der es gefällt, in patriarchalisch organisierter Erniedrigung und institutionalisierter Entmündigung zu leben.» (37) Dass diese Sichtweise dem patriarchalen Islam seit seinen frühen Anfängen eigen ist – zumindest als Wunschbild – zeigen nicht nur die überlieferten Ansprüche des Propheten (hadiths), sondern entsprechen auch den eigenen Erfahrungen: «Ich erinnere mich, schon im Alter von sechs Jahren fromme Ermahnungen erhalten zu haben, sobald im meinen Kopf durchsetzen wollte: man zitierte die Sammlung von hadiths

8 Die meisten von uns wissen kaum etwas über den Islam. Ein paar Oberflächenkenntnisse, ein paar markante Punkte, viel mehr können die wenigsten vorweisen. Den ganzen grossen Rest entnehmen wir den Tageszeitungen: Terror und Mordanschläge fundamentalistischer Bewegungen, politische Restriktionen in islamischen Gottesstaaten, vor allem aber auch eine vorzugsweise an Frauen demonstrierte Rückkehr arabischer Staaten zu den religiösen Wurzeln des Islam.

Diese Sichtweise ist in etwa so vorurteilsfrei wie die ungebrochene Identifizierung des Christentums mit seinen Kirchen, wie beispielsweise die Ineinssetzung von Christentum mit autoritärem päpstlichem Zentralismus, mit Fixierung auf sexuellethische Fragen und mit generellem Vorbehalt gegen die Entwicklungen der Moderne.

So einfach geht das ja nicht, und so einfach haben wir es uns auch innerhalb unserer eigenen Tradition nie gemacht. Wir haben zu unterscheiden versucht zwischen Ursprüngen und Tradierungsprozessen, zwischen Ideen und Interessen, zwischen Befreiendem und Unterdrückerischem. Wir haben gefragt, ob es möglich ist – trotz patriarchalem Kontext und patriarchaler Tradition christlichen Glaubens – Feministin und Christin zu sein. Und wir haben schliesslich trotz frauenfeindlicher Geschichte diesem Christentum noch immer Inspirierendes für unser Fragen und Hoffen zgetraut.

Mit solchen und ähnlichen Fragen gingen wir auf die Suche nach Frauen, die in der religiösen Tradition des Islam grossgeworden sind und in vielleicht ebenso gebrochener Weise wie wir sowohl nach den unterdrückerischen als auch befreienden und inspirierenden Elementen ihrer Tradition fragen. Es ist uns nicht gelungen. Es liess sich keine muslimische Frau finden, die uns zu diesem Thema etwas schreiben wollte – zum Teil aus zeitlichen, ab und zu auch aus inhaltlichen Gründen. So versuchen wir denn anhand des Buches «Die vergessene Macht. Frauen im Wandel der islamischen Welt» (*) von Fatema Mernissi, einer marokkanischen Soziologin und Feministin, ein paar jener Schnittstellen nachzuzeichnen, die eine feministische



«Sie lässt mit solcher Kunst die Laute erklingen, dass selbst die härtesten Felsen vor Freude springen.» (164, II, 600)

des berühmten Imam Buchari – dort ist von den Frauen meist im Zusammenhang mit dem Satan und dem Umsturz die Rede.

Im Koran werden die subversiven Umtriebe und die zerstörerische Macht der Frauen mit zwei Begriffen bezeichnet: nuschuz und qaid. Beide Begriffe sollen ausdrücken, dass die Frauen in der Umma, der Gemeinschaft der Muslime, ein gefährliches Element von Verweigerung und Unzuverlässigkeit darstellen... Nuschuz nennt der Koran die Weigerung der Frau, den Geschlechtsverkehr mit ihrem Mann zu vollziehen. Qaid ist der Schlüsselbegriff in der

12. Sure (Joseph), die davon berichtet, wie ein schöner Prophet sich den hartnäckigen Nachstellungen einer skrupellosen Ehebrecherin erwehren muss.

Obwohl also schon im siebten Jahrhundert der heilige Koran die subversive Kraft der Frauen brandmarkte, zeigen sich die heutigen arabischen Führer noch immer entsetzt und erheben ein grosses Geschrei über die zerstörerischen Ideen aus dem Westen, sobald sie eine Spur von Auflehnung bei den arabischen Frauen zu entdecken glauben. Aber die Haltung dieser Männer ist verständlich: Würden sie den Widerstand der Frauen gegen den patriarchalischen

Islam als eine innere Angelegenheit betrachten, dann müssten sie sich eingestehen, dass der Angriff auf ihr System nicht von Washington und Paris ausgeht, sondern von den Frauen, mit denen sie das Bett teilen – zweifellos ein unerträglicher Gedanke!» (37f.)

Ähnlich wie Juden- und Christentum, aus deren Quellen der Islam schöpft, bietet auch diese monotheistische Religion Ordnungsstrukturen, die auf hierarchischen Beziehungen und sexueller Ungleichheit beruhen.

Erstaunlich vertraut ist auch ein Frauenbild, welches zwischen dem männlichen Traumbild der Jungfrau und Hure hin und her pendelt: nämlich zwischen der «hurik», jenem ewig jungfräulichen, wunderschönen und liebenden weiblichen Wesen, die der Koran den rechtgläubigen Männern als Lohn im Paradies verspricht und der «dschawarik», jenen kultivierten und umfassend gebildeten Lustsklavinnen, welche mann als Luxusgüter verschenkte und als Belohnung (oder zur Bestechung) verteilte. Für die Herausbildung und den Fortbestand der Geschlechterrollen in der muslimischen Kultur sind diese geistlichen und weltlichen Idealvorstellungen von Weiblichkeit von entscheidender Bedeutung gewesen. «Aber im Unterschied zu den Vorstellungen, die sich die meisten Touristen und nicht wenige arabische Männer machen, hat das tägliche Leben einer Frau in der arabischen Welt mit den Geschichten aus tausendundeiner Nacht nicht das geringste zu tun. Der Alltag der meisten marokkanischen Frauen, zum Beispiel, ist von harter Arbeit bestimmt, von grossen, überlebensnotwendigen (und oft verkannten) Anstrengungen: Teppichweben, Nähen, Perlen- und Lederstickerei, auf dem Land die Feldarbeit, in der Stadt die kleinen Jobs in der allumfassenden staatlichen Bürokratie, ausserdem die Lohnarbeit in der Leichtindustrie und im Dienstleistungssektor und selbstverständlich auch Hausarbeit, Küche und Kinder.» (39)

Die Anstrengungen der Frauen, sich aus der ihnen nach wie vor und teilweise sogar erneut zugewiesenen passiven Rolle zu befreien und ihr Leben selbst zu gestalten – und das heisst immer auch Recht auf Arbeit, angemessenen Lohn, Krankenversicherung und Rentenanspruch – diese Anstrengungen als Folge westlich-feministischer Gehirnwäsche zu bezeichnen, zeigt nur, wie wenig interessiert die betreffenden Staaten an einer Verbesserung der Lebenssituationen von Frauen sind und wie schwer es ihnen fällt, sich von der Vorstellung zu verabschieden, «sie könnten sich Frauen wie Haustiere halten». (20)

Die Rolle der Frau in der muslimischen Überlieferung

In all ihren Untersuchungen kommt Mernissi immer wieder auf die Frage zurück, weshalb die arabische Welt, welche sich in einem Prozess rascher und tiefgreifender Veränderung befin-

det, gerade auf den traditionellen Geschlechterrollen so unnachgiebig beharrt und dies angesichts realer ökonomischer und sozialer Erfordernisse, welche den traditionellen Arbeitsteilungen (Mann=öffentlicher, wirtschaftlicher Raum / Frau=privater, häuslicher und nach wie vor als wirtschaftlich unproduktiv geltender Raum) längst nicht mehr entsprechen. «Wie erklärt sich dieses statische Moment in einer dynamischen Welt? Wie sind die sozialen Rollen der Geschlechter im Islam bestimmt und in der geschichtlichen Entwicklung geformt worden?»

Der Koran definiert die Geschlechterrollen eindeutig und unmissverständlich: «Und die Männer stehen eine Stufe über ihnen (den Frauen). Gott ist mächtig und weise.» Dass die Männer «eine Stufe über den Frauen stehen», ist auch wirtschaftlich begründet: die Männer versorgen die Frauen, die nach dem göttlichen Gesetz keinen direkten Zugang zu materiellen Gütern haben dürfen. «Die Männer stehen über den Frauen, weil Gott sie (von Natur vor diesen) ausgezeichnet hat und wegen der Ausgaben, die sie von ihrem Vermögen (als Morgengabe für die Frauen) gemacht haben.» Ganz offensichtlich, schreibt Mernissi, ist die Rolle der Frau im Islam durch die Sexualität bestimmt: Frauen bieten sexuelle Dienste und sorgen, im Rahmen patriarchalischer Legitimität, für die Fortpflanzung der menschlichen Art. (vgl. 114f.)

Bis heute, davon ist Mernissi überzeugt, prägt die Vorstellungswelt des Koran, vor allem aber auch jene der Geschichten aus tausendundeiner Nacht, die Psyche des muslimischen Mannes. Diese Erzählungen aus dem «goldenen Zeitalter» des Islam (Mitte 8. Jh.), welches für Sieg und Ruhm, für wirtschaftliche und politische Macht stand, wirken bis heute, gerade in einer Zeit ökonomischer Abhängigkeiten und Niederlagen, nach. «Zu den Symbolen von Erfolg und Macht... gehörten die in grosser Zahl verfügbaren Frauen, die man nach Belieben unterdrücken und beherrschen oder reich schmücken durfte, die man sich schenken liess oder verschenkte. Einige Jahrhunderte später... war die Assoziation von Erfolg und Macht mit den dschawari nicht mehr nur eine historische Reminiscenz – sie war zu einem prägenden psychologischen Faktor geworden, der die Märchen- und Traumwelten der arabischen Muslime bestimmte.» (118f.)

Wie kommt es, fragt sich Mernissi, dass die Geschlechterrollen nach wie vor nach den Vorgaben aus dem Mittelalter, dem Koran und den Bildern aus dem «goldenen Zeitalter» definiert werden, während die arabische Welt in anderen Zusammenhängen durchaus pragmatisch mit ihrer Tradition umzugehen weiss? Wie ist es möglich, weiterhin ein Frauenbild zu pflegen, welches von Millionen muslimischer Frauen gar nicht mehr gelebt werden kann und gelebt wird (beispielsweise was die Berufstätigkeit von Frauen betrifft und

damit die strikte Trennung in eine private Frauen- und eine öffentliche Männerwelt)?

Ein Grund ist ohne Zweifel das Verhältnis der Araber zur Vergangenheit: «Man nährt sich von der Tradition, man benutzt sie für aktuelle Zwecke, aber man quält sich dabei und verschwendet Energie, die für die Gestaltung der Zukunft besser eingesetzt werden könnte.» (120) Der Begriff «Echtheit» (asala) spielt dabei eine entscheidende Rolle. Nur, wer bestimmt, was «echt» ist? Und wer entscheidet, wie weit die arabische Tradition reicht?

«Wieso reicht die arabische Tradition, die wir heute beschwören, nur bis zum neunten Jahrhundert (der christlichen Zeitrechnung)... können wir uns letzten, Jahrhunderte auszublenden?»

Es spricht einiges dafür, dass diejenigen, die heute nur das kulturelle Erbe des islamischen Mittelalters als «wahre Tradition» gelten lassen, lediglich verhindern möchten, dass neuere Vorstellungen und kulturelle Werte an Einfluss gewinnen.» (121) Aber natürlich nur ganz bestimmte Neuerungen! Problemlos wurden Vorschriften, welche Handel und Gewerbe betreffen, von den «Fesseln des Religionsgesetzes» befreit, Geschlechterrollen bzw. Familienrecht werden aber nach wie vor nach der sharia, also rechtlichen Prinzipien des Mittelalters, formuliert, die in diesem Fall plötzlich als unabänderlich gelten.

«Diese Versteinerung der Ideale und Leitbilder der Familie ist die bewusste politische Entscheidung von Führungsschichten, die sich von modernen Vorstellungen und Orientierungen ideologisch bedroht fühlen. Die Gesetzgeber fahren in westlichen Autos in ihre Büros und zu den Sitzungen der sharia-Gerichte und benutzen die westliche Technik, aber sie würden Familienformen, die auf der Gleichberechtigung der Geschlechter beruhen, sofort als fremde Sitten ablehnen.» (121f.)

Wer definiert die «wahre Tradition»?

Sich auf die Geschichte der Muslime berufen, heisst – und dies gilt ja für jede Tradition – eine Auswahl treffen. Nur, wer bestimmt, was für die heutigen Muslime den «identitätsstiftenden Kern» der Überlieferung ausmacht: die Armen oder die Reichen, die Männer oder die Frauen?

«Aus der Überlieferung wird deutlich, dass die Frauen in den ersten Jahrzehnten der Geschichte des Islam eine wichtige Rolle gespielt haben, vor allem natürlich die Ehefrauen des Propheten und einige andere Frauen in seiner Gefolgschaft... Sie konnten fordernd auftreten, Fragen stellen, die das Zusammenleben in der Gemeinschaft der Gläubigen und ihr Verhältnis zur Autorität, auch zur allerhöchsten, betrafen – und sie wurden gehört.» (132)

Wer sich heute also auf die islamische Tradition bezieht, verfolgt eine bestimmte politische Absicht. Als die «Tradition» gilt immer nur die Interpretation, die den eigenen Zwecken dient.

«Muslime, die eine demokratische Entwicklung wünschen, können sich auf die Zeiten berufen, als Frauen eine aktive Rolle in der Politik spielten – zu Beginn des Islam waren die Ehefrauen des Propheten und die Frauen in seiner Gefolgschaft durchaus gleichberechtigt. Und die Gegner der Gleichberechtigung können sich an die Tradition der Kurtisanen (dschawaris) in den Palästen der Herrscher halten.» (143)

«Höhere Mächte und eigene Stärke»

So übertitelt Mernissi einen Text, den sie einer ganz speziellen Art von religiöser Tradition widmet, der den Katholikinnen unter uns vertraut vorkommen wird und der mit dem Untertitel «Frauen, Heilige und heilige Stätten» versehen ist. Sie beschreibt damit eine jener Nischen, welche sich Frauen in allen religiösen Traditionen zu schaffen wussten, um wenigstens zu einem kleinen Teil dem autoritär verordneten Glauben zu entkommen, welcher ihnen nur selten mehr als eine untergeordnete Rolle zu verheissen hatte.

Die heiligen Stätten, von denen hier die Rede ist, sind Grabstätten von Heiligen, sogenannten marabouts, die man überall im Maghreb, im Westen Nordafrikas, findet. Die Mehrzahl der BesucherInnen an den Heiligengräbern sind Frauen. «Sie treten dort auf, als könne ihnen niemand diesen Ort streitig machen, sie schreien und führen laute Reden... Jede von ihnen kommt mit ihrem persönlichen Leid und ihren Sorgen dort hin, aber was sie verbindet, was sie alle gemeinsam haben, das ist die Hoffnung auf eine neue Lösung, der Wille, einen Ausgleich zu finden und bessere Verhältnisse zu stiften zwischen ihnen und ihrer Umwelt und dem System, das sie um ihre Chancen betrügt. Sie verstehen sich als Opfer dieses Systems, als Beschwerdeführerinnen, denen Genugtuung zusteht. Und damit ist die Hoffnung auf die Lösung ihrer Probleme auch ein Anspruch auf Wiedererlangung ihrer Rechte. Dass die anderen Frauen in der gleichen Lage sind, lässt eine Art therapeutischen Kommunikationszusammenhang entstehen.» (54f.)

Die Heiligen können ungehindert aufgesucht werden und ihre Hilfe bedarf keiner (männlichen) Vermittlung. Die Frauen berühren die Kleider, welche als symbolische «Gewänder des Heiligen» das Grab schmücken, oder irgendeinen anderen Gegenstand, einen Stein oder einen Baum, und dann sprechen sie von ihrem Kummer und ihren Beschwerden. Sie selbst stellen die Diagnose, nennen die Therapie oder den Ausweg, den ihnen der Heilige gewähren soll. «Wenn sie die heiligen Orte besuchen und sich an die Heiligen wenden, nehmen die Frauen eine der letzten Gelegenheiten wahr, zu sich selbst zu kommen, ihre Welt und ihr Leben selbst zu gestalten.» (54f.)

Viele der Heiligen sind Frauen und zwar Frauen mit den gleichen Vorrechten und Eigenschaften wie die männlichen Heiligen. Zwei Arten von Heiligen

scheint es gegeben zu haben: die einen waren Schwestern, Ehefrauen oder Töchter eines Heiligen, die anderen sind «aus eigener Kraft» Heilige geworden. Auffällig ist, dass die persönlichen Merkmale und Neigungen vieler weiblicher Heiliger ganz «unweiblich» sind. Die Heilige Imma Tiffelent etwa hat sich aus den häuslichen Verhältnissen direkt in den Himmel davongemacht: «Weil sie nicht heiraten wollte, verwandelte sich Imma Tiffelent in eine Taube und entfloh in die Berge. Dort gab sie sich der Unzucht hin... Siebenundzwanzig junge Männer, die ihre Liebhaber gewesen waren, wurden nie mehr gesehen. Später lebte sie als Eremitin auf dem Berggipfel. Wüst und in Lumpen ging sie in die Täler, um zu predigen...» (60)

Obwohl Mernissi den Trost und den Nutzen solcher Heiligenverehrung anerkennt, weist sie am Schluss ihrer Ausführungen doch auch auf die durchwegs ambivalente Funktion solchen Glaubens hin: «Zorn und Aufbegehren der Frauen sind verfliegen, wenn sie das Heiligtum verlassen. Sie gehen in dem Glauben nach Hause, dass ihr Kontakt zu einer heiligen Person Nachwirkungen haben wird, dass die Welt sich zum Besseren wandeln wird. So besehen ist ein Heiligtum nur eine Bühne, ein Ort, an dem «Psychodramen» aufgeführt werden, die alle kollektiven Energien der Frauen aufzehren und ihre potentielle Gegenmacht neutralisieren – also ein Ort der Entfremdung, der Entkräftung... Es ist in vielen Ländern der «Dritten Welt» gängige Praxis, dass die bürokratischen Verwalter der Macht, die jede gewerkschaftliche und politische Opposition unterdrücken, die Bräuche in den traditionellen Heiligtümern dulden und fördern.» (64)

Frauenforschung innerhalb des Islam

Ziel der «islamischen Frauenforschung» ist es nachzuweisen, dass die passive und auf ganz enge Rollendefinitionen eingeschränkte Lebensweise der Frauen, sich nicht einfach aus der muslimischen Tradition rechtfertigen lässt, sondern vielmehr ein Stück moderner Ideologie ist, welche sowohl die fundamentalistischen als auch die konservativen (regierenden) Muslims zu ihrem eigenen Nutzen pflegen.

Geforscht wird deshalb beispielsweise nach politisch einflussreichen Frauen, welche den Bezug zu heutigen Forderungen herstellen können und gegen Traditionsargumente als positive Gegenbeispiele angeführt werden können.

«Die Fundamentalisten verstehen es sehr geschickt, ihr Programm in der gesamten islamischen Welt zu verbreiten. Davon können die Frauen durchaus etwas lernen: die fundamentalistischen Positionen zur Frauenfrage sind allgemein bekannt – aber wer kennt schon die Ergebnisse feministischer Forschung? Ein wichtiger Faktor des Erfolgs der Fundamentalisten ist ihre effektive Organisation. Sie verfolgen eine integrierte internationale und regio-

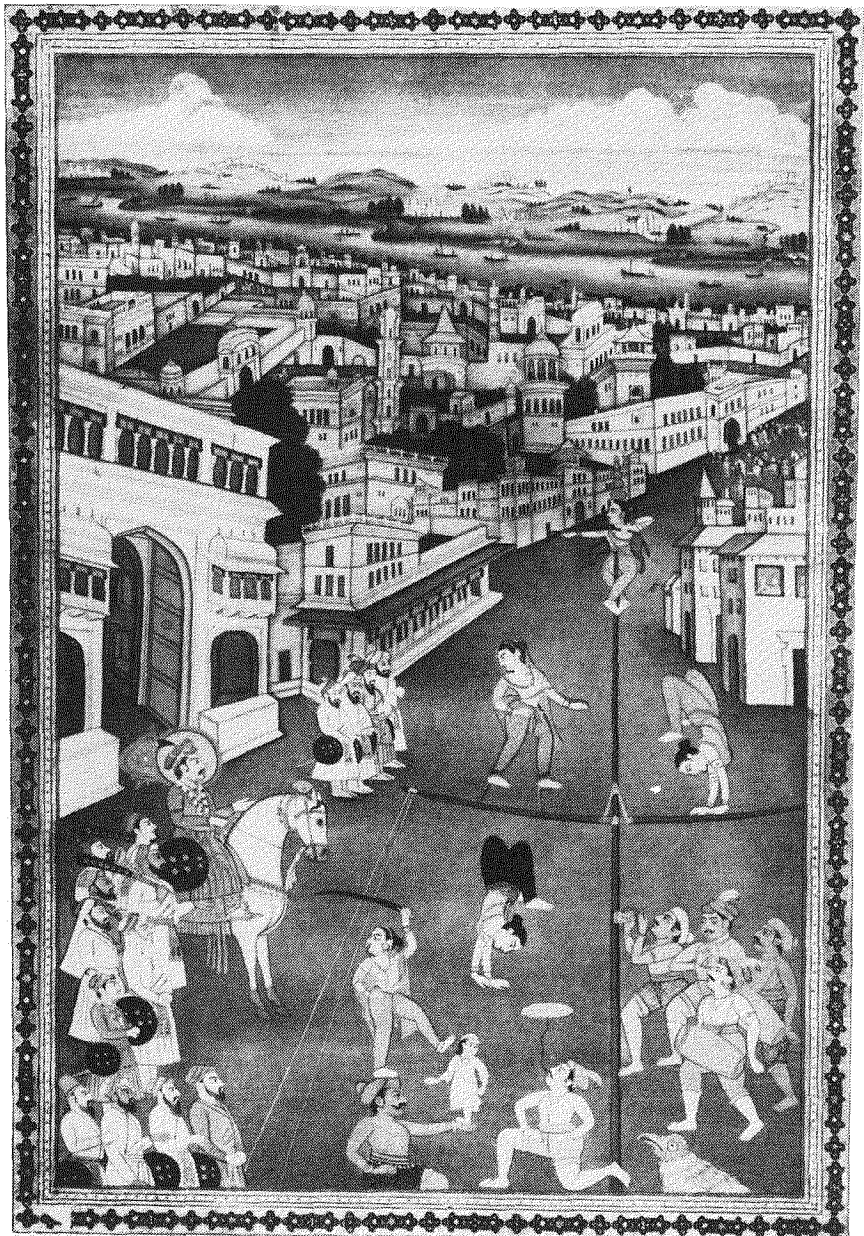
nale Publikationsstrategie..., die Ergebnisse der feministischen Forschung bleiben (mehrheitlich) unbekannt.» (165)

Diese letzte und überhaupt viele ihrer hier angeführten Fragen, können in einigen Bereichen durchaus auch an uns weitergegeben werden. Wenn es um Frauen geht, dann sieht die Welt in vielem ähnlich aus, und wer Mernissis Bücher liest, wird bei allen Unterschieden zwischen Islam und Christentum, zwischen westlichen Demokratien und sehr unterschiedlich regierten arabischen Staaten, erheblich mehr Gemeinsamkeiten in Bezug auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern feststellen, als gemeinhin angenommen.

Um diesen Text aber nicht so nüchtern enden zu lassen, sei ein kleiner Passus aus dem noch dieses Jahr im Herderverglag (auf Deutsch) erscheinenden neuesten Buches von Mernissi «The Harem within: Fear of the difference», zitiert: ««Kämpfe nie in einem Haremshof. Hebe deinen Kopf zum Himmel und richte deine ganze Aufmerksamkeit darauf,

Flügel zu bekommen!» Tante Habiba kam zu diesem Schluss, als ihr Ehemann sie ohne Grund verstieß. Bei Sonnenaufgang weinte sie, dann begann sie die wunderbarsten Vögel zu sticken, die je in Marokko zu sehen waren. Im Winter 1947 erzählte sie zum ersten Mal die Geschichte «die Frau mit dem Kleid, das aus Federn gemacht war.» Die Geschichte von der Frau mit dem Federkleid änderte mein Leben. Ich entdeckte, dass ich fliegen konnte, wenn ich meinen Kopf hob, den Himmel fixierte und mich konzentrierte: «Um Flügel zu bekommen, musst du mit einem ernststen Problem beginnen.» Tante Habiba hatte die Bedingungen völlig klar vor Augen.»

* Alle Zitate (ausgenommen das letzte) stammen aus dem Buch: Fatema Mernissi, *Die vergessene Macht. Frauen im Wandel der islamischen Welt*, Berlin 1993, und wurden zusammengestellt und kommentiert von Silvia Strahm Bernet.



Zu Musikbegleitung führen Frauen aus einer Gauklertruppe Akrobatikakte vor

Feminismus der islamischen Art

Marlene Schnieper

12 Vor Ostern fand in der sudanesischen Hauptstadt Khartum die dritte internationale Konferenz der Organisation muslimischer Frauen statt. 50 Delegierte aus 28 Ländern diskutierten über Frauenschicksal, Familien- und Sozialrecht im Islam. Neben die Tweenies aus Tokio, gewohnt, via PC mit Handelsfirmen in aller Welt zu kommunizieren, setzte sich die zehnfache Mutter aus Benin, die zum ersten Mal im Leben ins Ausland gereist war. Die Flüchtlingsbetreuerin aus Wien lernte die Abgesandten Benazir Bhuttos kennen, die dem Plenum vorschlugen, die Konferenz nächstes Jahr in Pakistan zu veranstalten. Tränen bei den Schlussvoten, auf dem Podium und im Publikum. «Auch wenn sich der Westen und einige unserer eigenen Regierungen schwertun damit: Wir sind menschliche Wesen!» rief eine Tunesierin, der es in ihrer Heimat verboten ist, den Schleier zu tragen.

Religionen – wie Ströme

Montagabend, 28. März. Der Chef der Sudan Air auf dem Flughafen Frankfurt kann es kaum fassen: «Eine Dame aus der Schweiz kommt mit?» Im Übermass scheinen die Damen aus dem Norden seine Maschinen nach Khartum nicht zu frequentieren. Kein Wunder, das Regime von General Omar Hassan al-Bashir, 1989 durch einen Militärputsch an die Macht gelangt, gilt in der westlichen Presse als «fundamentalistisch-islamisch». Noch 1993 brandmarkten Berichte von Amnesty International und der Uno krasse Menschenrechtsverletzungen im Staat an der Ostküste, dem grössten in Afrika. Ankunft um zwei Uhr nachts in Khartum. Das Stichwort «Frauenkonferenz» genügt dem Passbeamten. Junge Männer eilen herbei, die mir flugs das Handgepäck, den Pass und auch das Retourticket abnehmen – bis zum Abschied wird mir nie ganz klar werden, wo die Zuverlässigkeit dieser Helfer im Hintergrund aufhört und ihr Überwachungseifer anfängt. In einem Nebenraum gesellen sich weitere Frauen hinzu, Konferenzteilnehmerinnen aus Europa und Sudanesischen aus dem Empfangskomitee, alle mit dem Hedjab, dem islamischen Kopftuch. Lächeln und – entgegen orientalischer

Gepflogenheit – kräftiges Händeschütteln. Nippen an Cola-Flaschen. Warten. Um fünf Uhr hallt der Ruf des Muezzin über das Flughafendach. «Als ob ich gerade nach Hause gekommen wäre», schwärmt Sommaya, eine vom Christentum zum Islam konvertierte englische Krankenschwester. Auch sie, höre ich, kann in London ihren Beruf in staatlichen Institutionen nicht ausüben, wenn sie den Hedjab bei der Arbeit tragen will. Frauen aus Gebieten mit anhaltenden Konflikten – Nahost, Somalia, Bosnien – werden im Lauf der Tagung harsche Kritik äussern. Die eigentlich integralistischen Töne aber werden Musliminnen aus der Diaspora anschlagen, die sich – wie diese Britin – in ihrer persönlichen Glaubensausübung dauernd verletzt fühlen.

Gegen sechs Uhr in der Früh chauffiert man uns endlich in die Stadt, ins «Grand Hotel», das sich als schütteres Überbleibsel aus britischer Kolonialzeit erweist. Am späten Nachmittag hat sich bereits eine beträchtliche Frauenschar im Speisesaal versammelt. Die Menüwahl bewegt sich zwischen Kebab, Huhn und Pepsi- oder Coca-Cola. Doch nicht das Allerweltsgetränk, sondern der Nil, der draussen vorbeifliesst, das vom Abendlicht aufpolierte Gewässer gibt mir ein Stück Vertrautheit zurück. Ströme haben fast so breite Schultern wie Religionen.

Stile, Kontraste

Mittwoch, 30. März. Zur Eröffnung der Konferenz strömen gegen 1000 Gelandene in die «Halle der Freundschaft»: Frauen aus dem Sudan und anderen afrikanischen Staaten vor allem, aber auch die Delegierten islamischer Organisationen aus Orient und Okzident.

Im Festsaal entfaltet sich ein Fächer von Temperamenten und Stilen. Im schwarzen, blauen oder beige Tschador, das Gesicht bis auf einen Schlitz bedeckt, die Teilnehmerinnen aus Afghanistan, dem Jemen, dem Libanon, aus Jordanien und den israelisch besetzten Gebieten; so gelassen sie sich erst geben – sobald es um «ihre» Krisenherde geht, werden wahre rhetorische Sturzbäche aus ihnen herausprudeln. Neugierig, warmherzig wirken die Afrikanerinnen, die Sudanesischen zumal; ihre transparenten Schleier kombinieren die Älteren zu bunten Gewändern, die Jüngeren oft zu knöchellangen Jeans- und Manchesterjupes. Nada, eine Jus-Studentin aus Khartum, hat Hände und Fussgelenke mit Henna-Ornamenten verziert. «Schön!», sage ich, und sie strahlt. «Mit neuem Mut werde ich heimkehren und meinen Schülerinnen erzählen, wie attraktiv islamische Mode sein kann», freut sich Jankeh Ceessay, eine Englischlehrerin aus Gambia.

Unverschleiert die Irakerinnen, die für leidenschaftliche Intermezzi sorgen, und die Pakistanerinnen. Unverschleiert auch die vereinzelt Christinnen unter den sudanesischen Ehrengästen.

Martialische Klänge. Einzug des

Staatschefs in Uniform, Achtungstellung.

Eine Frau in Türkis, Faiza Ali, tritt ans Mikrofon, rezitiert aus dem Koran. Ihre Stimme schwingt sich zu einem dunklen Flehen auf, einem Jubilieren zugleich. Ein Gesang, der die Unendlichkeit durchbrechen will – ähnlich berührt hat mich im christlichen Kulturkreis bisher nur der gregorianische Choral.

Willkommensadressen. Einlagen von Kindern. Mädchen in weissem Tschador, Buben in sandfarbenen Pionierhemden. Ein Junge paradiert mit einem Plastikgewehr vorbei. Ich muss an den Krieg im Südsudan denken, der in den vergangenen zehn Jahren vielleicht 1,3 Millionen Menschen sterben liess und immer noch rund fünf Millionen ans Lebendige geht.

Emanzipatorischer Ansatz

Präsident al-Bashir spricht nahezu ohne Pathos. Die Frau sei schwach gewesen vor Mohammeds Zeiten, ausgebeutet, erniedrigt. Der Islam habe sie zu einer Person mit Rechten und Freiheiten erhoben, zur Königin der Familie, dem



Dame und Scheich disputieren miteinander

Fundament der Gesellschaft. Nach dem Koran sei sie zuerst Gott verantwortlich, nicht Vater noch Bruder könnten ihr diese Verantwortung abnehmen. Die Frauen seien aber auch eine Art Demarkationslinie der Zerstörung einer Gesellschaft. «Deshalb begrüssen wir es, wenn sie an Selbstbewusstsein gewinnen und ihre gesellschaftliche Rolle als Erzieherinnen, als Anwältinnen des Islam, als Kämpferinnen und Intellektuelle reaktivieren.» Dieser Faden wird im Arbeitskreis der Delegierten in den folgenden Tagen weitergesponnen. Nach einem Exkurs in die griechische und römische Antike, in Jüdismus, Frühchristentum, Scho-

lastik und vorislamische arabische Tradition, untermalt mit Zitaten konservativer Denker, kommt die sudanesisch-kriminalrichterin Majda Ahmed Nuwairi zum – wenigstens in meinen Ohren waghalsigen – Schluss, dass der Islam überhaupt das erste integrierende System war, das Frau und Mann grundsätzlich für gleichwertig erachtete.

Derselbe Grundtenor von Abdul Rahman Sharfi, Richter am Obersten Gerichtshof in Khartum, der über das Familienrecht in der Scharia, der islamischen Gesetzesordnung, spricht. Er illustriert die «westliche Dekadenz» in Sachen Geschlechtermoral unter anderem damit, dass in Frankreich «noch vor nicht allzu langer Zeit» eine Konferenz zur Frage stattgefunden habe, ob Frauen eine Seele hätten, und dass «europäische Staaten inzwischen sogar dazu übergegangen sind, homosexuelle Ehen zu gestatten». Allerdings: Den Interpretationsspielraum, den Sharfi den Frauen innerhalb der Scharia selbst öffnet, werten Zuhörerinnen als «relativ fortschrittlich».

Die Praxis hinkt nach

Die Zuhörerinnen melden auch Widerspruch an, wenn die Theorie allzu rosig ausfällt. «Wir haben immer noch einen hohen Prozentsatz von Analphabeten. Man braucht unsere Arbeit. Wir werden nicht zulassen, dass man uns im Namen des Islam davon abhält», warnt eine Sudanerin. Eine Delegierte aus dem Tschad prangert an, dass in der Praxis des islamischen Scheidungs- und Erbrechts Frauen «in einigen Punkten selbst dann benachteiligt sind, wenn sie – wie ihr Gatte – einen Universitätsabschluss haben und jahrelang die Mehrfachbelastung des Haushalts trugen». Eine nigerianische Radiojournalistin schimpft: «Ich sehe Männer, die ihrer ersten Angetrauten die ganze Sorge um Haus und Kinder überlassen und sich junge Mädchen als Konkubinen nehmen. Was hat diese Form der Polygamie mit dem Islam zu tun?»

Eine Tunesierin aus Frankreich: «Warum darf ein Muslim eine Nichtmuslimin heiraten, nicht aber eine Muslimin einen Nichtmuslim?» Ihre Landsmännin Faouzia Merchaoui, die in Paris über die «Rolle der Vernunft im islamischen Denken» doktorierte: «Ich bin als Frau verletzt, wenn Ideologen unter dem Deckmantel des Islam dem Grundsatz huldigen: «Halte sie fern und strafe sie!»»

Islamische Militanz

Dass die Gleichberechtigung im Sudan zumindest im militärischen Bereich voranrückt, wird uns am Vormittag des 31. März auf einem Trainingsplatz am Rand der Hauptstadt demonstriert. Wieder ein Koranzitatativ und eine weibliche Stimme übers Mikrofon. Diesmal kommt mir das Arabisch messerscharf vor: «Sie sehen nun, wie unsere Schwestern im Islam den Kampf der Gläubigen gegen die Ungläubigen kämpfen.»

Plötzlich knallt es. Frauen im olivefar-

benen Kampfanzug und weissen Hedjeb rennen übers Feld, werfen sich hin, robben, zielen liegend. Rauch aus den Gräben, noch mehr Explosionen. Schliesslich Militärmusik und eine ganze Parade weiblicher Truppen der sudanesischen Volkverteidigungskräfte (PDF), im Marschschritt, mit Maschinengewehr und beritten: «Alla-hu-Akbar! Gott ist gross!»

Nur das Zivilflugzeug über unseren Köpfen erinnert daran, dass dies noch nicht der Ernstfall ist. Aber Kommandant Abdelmashid Mahmoud, ein Armeeeoffizier, der vorübergehend für den Aufbau der Freiwilligenverbände abgeordnet wurde, lässt keinen Zweifel: «Einige dieser Kämpferinnen werden in den nächsten Tagen im Süden eingesetzt, und nicht bloss im Sanitätsdienst – sie sind an der Kalaschnikow ausgebildet und auch weitergehend.» Die PDF seien aufgebaut worden, um allen, die es wünschten, die Möglichkeit zu geben, «etwas fürs Vaterland zu tun»; seit zwei Monaten bestehe ein Hauptquartier in Khartum. Unter den gegen 100 000 Mudschaheddin seien rund 20 000 Frauen. Auch Christen kämpften mit, behauptet er, denn im Krieg im Süden, wo die Bevölkerungsmehrheit weder christlich noch muslimisch, sondern animistisch sei, gehe es «nicht um Religion, sondern um Gebiet und Ressourcen».

Im Bus auf der Rückfahrt vielstimmig das Lied, das zum eigentlichen Konferenzschlager avancieren wird: «Alla-hu-Akbar, yahude – Gott ist gross, ja so ist es. Wir haben die Universität gemacht. Wir zeigen es den Amerikanern, yahude...!» Rhythmisches Händeklatschen, wippende Taillen. Eine Palästinenserin seufzt: «Wären wir jemals so zu Pferd gesessen – oder die Bosnierinnen –, wir stünden heute anders da.»

Und Toleranz

1. April, Karfreitag im christlichen Abendland. Ich binde ein Kopftuch um und will mit den Frauen in die Moschee zum Freitagsgebet. Ein paar Ordnungshüter winken ab. Nadia Rachedi, eine der beiden Musliminnen aus der Schweizer Delegation, in Frankreich aufgewachsene Algerierin, die heute in Strassburg Biochemie studiert und in Le Locle lebt, belehrt sie mit arabischem Wortschwall eines Besseren: «Der Koran erlaubt das. Was nützt es, wenn wir ständig Toleranz fordern und sie selbst nicht leben!»

Nachmittags ein Lunch im Haus von Wisal al-Saddiq al-Mahdi, der Generalsekretärin der Internationalen Organisation muslimischer Frauen, der eigentlichen Gastgeberin der Konferenz. Die Demonstration «islamischen Wehrwillens» vom Vortag und all die Pauschalierungen über die «unheilige Allianz des Westens», davor und danach in konzentrierter Dosis verabreicht, sitzen mir noch in den Knochen. Immerhin: Waren nicht westliche Journalisten die ersten, die auf die unsäglichen Greuel in Bosnien hingewiesen haben? Warum spricht hier eigentlich niemand von den

25 Millionen Kurden, die ja mehrheitlich auch Muslime sind, deren Unterdrückung sich indes kaum «den Feinden» Amerika und Israel zuschieben lässt? Bin ich ein wandelndes Sexualobjekt, nichts als ein stumpfes Rädchen in der gigantischen westlichen Maschine, nur weil zu meiner Identität die blossen Knie und Haare gehören? Unversehens kommen auch mir die Tränen. Die Hausherrin bemerkt sie sofort. Sie zieht mich in ihr Schlafzimmer, aufs Ehebett, bringt mir ein Cola, bestäubt mich mit ihrem Parfüm.

Wisal al-Saddiq, erfahre ich, ist Juristin, Mutter von sechs Kindern und die Frau von Hassan al-Turabi, der als Chefideologe des heutigen sudanesischen Islamisierungskurses gilt. Ihr Grossvater, «der Mahdi von Sudan», habe Ende des vergangenen Jahrhunderts den Auf-

stand des Landes gegen die Briten und Ägypter angeführt. «In meiner Familie haben die Väter, Gelehrte des Islam, grossen Wert auf die Bildung der Töchter gelegt. Sie wollten starke Frauen, Frauen, die in der Welt bestehen können, in Freiheit. Diese Tradition möchten wir in der von mir mitbegründeten Frauenorganisation fortsetzen. Wir sind bereit zum Dialog – auch mit unsern Schwestern im Westen.» Eine solche Frau soll mit dem «Khomeini von Khartum» verheiratet sein? Einmal mehr irritieren mich westliche Schlagzeilen. Jedenfalls hat Wisal al-Saddiq recht: Die Frauenbewegungen hier und dort müssten rasch und mit Sorgfalt das Gespräch suchen, wissenschaftlich fundiert und praxisnah. Zwei Tage später, zurück in der Schweiz, öffne ich ein Päckchen, das mir Nada, die Jus-Studentin aus Khartum mitgab, «ein kleines Andenken», wie sie sagte: Ein Kreuzchen fällt heraus.

Die Luzernerin Marlène Schnieper ist Redaktorin beim Zürcher «Tages-Anzeiger». Dort hat sie ihre Eindrücke aus Khartum ausführlich beschrieben.

Als Muslimin in der Schweiz

Emine Meral-Kalender

ten Muhammad «Friede sei mit ihm» verbessert. Die Beteiligung der Frauen in Berufen und an sozialen Aufgaben ist, soweit sie positiv und fördernd ist, nicht untersagt. Die Muslimin kann frei über ihr Eigentum verfügen. Freier als der Mann hat sie keinerlei finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Familie oder anderen Personen. In jedem Falle steht ihr aber für ihre Arbeit gleicher Lohn wie für die des Mannes zu. «Die Männer sollen ihren Anteil erhalten nach ihrem Verdienst, und die Frauen sollen ihren Anteil erhalten nach ihrem Verdienst.»

Wie erleben Frauen aus anderen Kulturen die Schweiz und wie sehen ihre Probleme aus?

Im Anschluss auf diese Frage möchte ich vom Schicksal einer Amerikanerin berichten: Donna D. ist eine Black-Muslimin aus Chicago/USA. Nach ihrer Heirat mit dem türkischen Geschäftsmann Ibrahim D. kommt sie in die Schweiz. Sehr bald fühlt sie sich isoliert und nicht erwünscht. Obwohl sie von der Familie ihres Mannes freundlich aufgenommen wird, ändert das nicht viel, weil Donna nicht Türkisch spricht und nur ein gebrochenes Deutsch kann. Dazu kommt, dass sie auf der Strasse angepöbelt wird, wie etwa: «Du blöde Türkin, kehr doch in dein Land zurück...» Jedesmal, wenn Donna mit ihren beiden Töchtern einen Stadtbummel macht oder sonst unterwegs ist, wird sie nicht in Ruhe gelassen. Als sie dann aber auch noch angegriffen und geschlagen wird von einem ausländerfeindlichen Passanten, wird es für Donna zuviel. Heute lebt Donna wieder in Amerika, weil sie hier in der Schweiz unerwünscht war. Ihr Mann musste aus geschäftlichen Gründen hier bleiben.

Donna ist nur ein Beispiel unter vielen anderen Frauen. Das sollte aber auch nicht heissen, dass alle die gleichen Probleme teilen. Es wäre zu gegenseitigem Verständnis sehr viel beigetragen, wenn man versuchen würde, Andersartigkeit einfach zu respektieren, und nicht versuchen würde, diese der eigenen Kultur anzupassen.

Ich fühle mich hier wohl und sicher durch meine Rede- und Sprachgewandtheit und habe auch einen regen Kontakt zu den Menschen hier. Dies hat auch mit meiner Übersetzungsarbeit zu tun und mit meiner Tätigkeit im Verein Christen und Muslime, dessen Ziel es ist, den Dialog zwischen Religionen zu fördern und Verständnis zu wecken. Ansonsten bin ich aus Eigeninitiative für Frauenrechte im Islam innerhalb des sozialen Bereichs engagiert.

Warum ich den Schleier trage

Aus Liebe und Respekt zu Allah! Ansonsten ist das Tragen des Kopftuchs in dieser Gesellschaft eine Mutprobe. Ohne die Kraft des Glaubens ist diese Probe schwer zu bestehen. Denken wir an die Fastenzeit der Muslime und die damit verbundenen, nicht sehr einfachen

Bedingungen, und fragen wir nach den Beweggründen des Fastens, aus einer Reihe von individuellen Antworten ist die zentrale Antwort: Aus Liebe zu Allah.

So verstehe ich auch das Phänomen Schleier aus der Perspektive von zahlreichen Musliminnen, die sich dazu bekennen.

Mit einem Gebetsspruch von der berühmten islamischen Mystikerin Rabia al Adawyya möchte ich zum Thema Kopftuch einen Punkt setzen:

«O Gott, die Nacht ist vorüber und der Tag dämmt.

Wie gern möchte ich wissen, ob Du meine Gebete angenommen oder sie verworfen hast!

Deshalb tröste mich, denn Dir obliegt es, mich in diesem Zustand zu trösten. Du hast mir Leben gegeben und hast für mich gesorgt, Dein ist der Ruhm. Wolltest Du mich auch von Deiner Tür vertreiben, ich würde sie doch nicht verlassen um der Liebe Willen, die ich in meinem Herzen für Dich trage.»

Rabia war nicht die einzige weibliche Heilige im 8. Jahrhundert. Es gab mehrere Frauen, die den mystischen Pfad erwählt hatten. Rabia wurde um ihrer intensiven Gefühle willen selbst von solchen als Beispiel der selbstlosen Liebe akzeptiert, die sonst Frauen verachteten. Da die Liebenden in der Einheit Gottes nicht länger mehr getrennte Existenzen haben, gibt es dort auch keine Unterscheidung mehr zwischen Mann und Frau.

Emine Meral-Kalender stammt aus der Türkei, ist Dolmetscherin, arbeitet im Verein Christen und Muslime mit und wohnt mit ihrer Familie (drei Kinder) in Füllinsdorf.

14 Im Alltag der muslimischen Frauen bilden Tradition und Islam eine entscheidende Rolle. Demzufolge ist das Leben der Muslimin stark mit der heimatischen Tradition verwurzelt. Das Erscheinungsbild der Musliminnen kommt durch das Tragen eines Kopftuchs zum Ausdruck.

Im Koran weisen folgende Stellen auf die Kleidungs Vorschriften hin:

«Und dass sie ihre Tücher über ihre Kleidungsanschnitte ziehen und ihren Schmuck (Reize) vor niemand enthüllen sollen als vor ihren Gatten oder Vätern...» (Sure 24, Vers 30) «Oh Prophet, sprich zu deinen Frauen und deinen Töchtern und zu den Frauen der Gläubigen, sie sollen ihre Gewänder reichlich über sich ziehen.» (Sure 33, Vers 58) In der folgenden Sure ist die Vorschrift an Männer und Frauen gerichtet. «Sprich zu den gläubigen Männern, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren sollen...» (Sure 33, Vers 29) «Und sprich zu den gläubigen Frauen, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren sollen...» (Sure 33, Vers 30)

Damit die Frau als Partnerin des Mannes fungieren kann, stimmt der Islam einigen Vorsichtsmassnahmen zu, zum Beispiel dem Bedecken der Reize. Aber auch die Männer sollen sich bedecken: Hautenge Jeanshosen, offene oder knallfarbige Hemden und Kettchen auf der Brust sind nicht erwünscht. Allerdings ist die Kleidung eine Massnahme zum Schutze vor Ausbeutung von Mann und Frau. Hierorts und in den meisten nichtislamischen Ländern wird der Schleier als Mittel zur Unterdrückung verstanden. Bücher wie «Nicht ohne meine Tochter» oder Zeitschriften wie «Emma» sorgten für negative Auswirkungen in gewissen Kreisen. Das Kopftuch symbolisiert einfach das Andere, das Fremde und wird deshalb abgelehnt. Ein weiterer Grund für die Ablehnung des Schleiers hier im Westen sollte historisch betrachtet werden. Das Ablegen der Haube oder jeglicher Art von Kopfbedeckung symbolisiert die Unabhängigkeit der modernen Frau.

Die Stellung der Frau im Islam hingegen wurde schon zur Zeit des Prophe-

Literatur

Zum Thema

Die Seiten 15-18 fehlen in diesem PDF.

Sana Al-Khayyat, Ehre und Schande, München 1991.

Nawal El Saadawi, Tschador. Frauen im Islam, Bremen 1980.

Kirsten Bauer, Frauen im Islam, Stichwort, München 1994.

Sybille Fritsch-Oppermann (Hrg.), Frauen im Gespräch mit Gott. Die politische Bedeutung weiblicher Spiritualität in Christentum und Islam, Rehburg-Loccum 1993.

Erdmute Heller, Mosbashi Hassouna, Hinter den Schleiern des Islam. Erotik und Sexualität in der arabischen Kultur, München 1993.

Fatema Mernissi, Geschlecht, Ideologie, Islam, München 1987.

Fatema Mernissi, Die Angst vor der Moderne. Frauen und Männer zwischen Islam und Demokratie, Hamburg/Zürich 1992.

Fatema Mernissi, Der politische Harem. Mohammed und die Frauen, Freiburg i.Br. 1992.

Fatema Mernissi, Die Sultanin. Die Macht der Frauen in der Welt des Islam, Frankfurt a.M. 1991.

Naila Minai, Schwestern unterm Halbmond. Muslimische Frauen zwischen Tradition und Emanzipation, 4. Aufl., München 1991.

Malika Mekkendam, Die blauen Menschen, Zürich/Dortmund 1993.

Nawal El Saadawi, Ich spucke auf euch. Bericht einer Frau am Punkt Null, München 1984.

Aysel Oezakin, Deine Stimme gehört dir. Erzählungen, Hamburg 1992.
(weitere Bücher von Oezakin: Die Preisvergabe. Ein Frauenroman, Hamburg 1982; Glaube, Liebe, Aircondition, Hamburg 1991.)

Irmhild Richter-Dridi, Frauenbefreiung in einem islamischen Land – ein Widerspruch?, Frankfurt a.M. 1981.

Sahar Khalifa, Das Tor, Zürich 1994.
(Weitere Bücher von Khalifa: Feigenkaktus; Sonnenblume; Memoiren einer unrealistischen Frau.)

Assia Djebar, *Fantasia*, Zürich 1990.

Assia Djebar, *Die Ungeduldigen*, Bern 1991.

Wiebke Walther, *Die Frau im Islam*, in Autes Peter (Hrg.), *Religion-Ethik-Politik*, Stuttgart 1991.

Neuerscheinungen

Luise Schottroff, *Lydias ungeduldige Schwestern*. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums, Gütersloh 1994.

Was bedeutete es für eine Frau zur Zeit der Entstehung des Christentums, Christin zu werden? Was veränderte sich für sie – in ihren Beziehungen, in ihrem Alltag und in ihrem Blick auf die Zukunft?

Luise Schottroff geht diesen Fragen konkret und anschaulich nach. Frauen haben das Zusammenleben der ersten christlichen Gemeinden massgeblich gestaltet. An die Stelle unterdrückender patriarchaler Herrschaft über Frauen, Männer, Kinder und SkavInnen trat in den Gemeinden der Kampf um Befreiung und das Aufbauen gerechter Beziehungen zwischen den Menschen. Es gab Rückschläge. Dennoch waren die befreienden Kräfte der Botschaft Jesu und der jüdisch-religiösen Traditionen von der lebensschaffenden Macht Gottes stärker als die patriarchalen Unterdrückungsmächte innerhalb und ausserhalb frühchristlicher Gemeinden. Die Hoffnung auf das Gottesreich beflügelte Frauen und Männer, die christliche Vision der Gerechtigkeit in ihr Leben zu übersetzen.

Folgende Themen werden in ihrem Buch aufgegriffen: feministische Sozialgeschichte – zur historischen Methode und Hermeneutik; Frauenalltag; Patriarchatskritik und die Kraft, neu zu werden; befreiende Praxis von Frauen und Männern.

Elisabeth Moltmann-Wendel, *Mein Körper bin ich*. Neue Wege zur Leiblichkeit, Gütersloh 1994.

Leben beginnt im Leib, und unser leibliches Leben stellt Gottes Leben auf Erden dar. Doch unsere Kultur – massgeblich unterstützt durch die christlichen Kirchen – verdrängte den Körper und erniedrigte alles Fleischliche.

Ausgangspunkt von Moltmann-Wendel sind die Erfahrungen, die Frauen und Männer mit ihren Körpern machen: in der Kindheit, der Jugend, in Krankheit und Alter. Die zweideutige Rolle von Kirche und Christentum wird deutlich: Einerseits gebärdet sich die Kirche in ungehemmter Sexualfeindlichkeit, andererseits ist das Christentum dem leidenden Körper religiös in einmaliger Weise zugewandt. Die Kirche fürchtet den weiblichen Körper, auf der anderen Seite ist die Heilung des Menschen als Frau und Mann das Zentrum der Jesusbewegung.

Die Autorin zeigt, dass eine neue Körper-Orientierung dazu beitragen wird,

unser Denken lebhaft und lebensnah zu machen. Erst die theologische Umkehr zur Leiblichkeit wird das Eigentümliche des Christentums wieder in Erinnerung bringen, dass Gott nämlich Körper wurde und mit dieser Körperwerdung unser Körper-Sein bestätigt und geheiligt hat.

Anne Dördelmann-Lueg, *Wenn Frauen Priester lieben*. Der Zölibat und seine Folgen, München 1994.

In diesem Buch fasst die Autorin ihre Erfahrungen aus der zehnjährigen Arbeit in der «Initiativgruppe vom Zölibat betroffener Frauen» zusammen. Während die übrige Literatur und Debatte bestimmt ist von religionstheoretischen und personalpolitischen Überlegungen der Kirchen, wird hier das Thema konsequent aus der Sicht der «Priesterfrauen» behandelt.

Ingeborg Kruse, *Und Priska liess sich nicht beirren*, Frauengeschichten aus dem frühen Christentum, Gütersloh 1994.

In den Bann gezogen von den Frauen, die in Kleinasien die ersten christlichen Gemeinden aufbauten, fabuliert Ingeborg Kruse über deren Leben. Sie erzählt, wie die Geschichten dieser Frauen hätten sein können. In mühsamer Kleinarbeit hat sie alle Quellen zusammengetragen, die über diese Frauen Auskunft geben können.

Inhaltlich geht sie folgenden Frauengestalten nach: Amazonen, Sibyllen (Seherinnen), der Himmelskönigin. Des weiteren: Lydia, Evodia und Syntyche, Priska, Apphia und Nympha, Lois und Eunike, Phöbe, Damaris und die anderen (Apostelgeschichte und -briefe). Den Töchtern des Philippus, Petronella, Thekla, frühen Christinnen, Marina, Perpetua, Juliana, Eufemia (Apokryphe Texte und Legenden) und schliesslich tut sie noch einen Blick in die frühe Kirchengeschichte unter den Stichworten: Verlorene Schwestern, Constantia, der Kanon und die Frauen.

Buchbesprechung

Jeanette Winterson: *Orangen sind nicht die einzigen Früchte*

Lange hat der deutsche Buchmarkt auf ein Werk wie das von Jeanette Winterson gewartet, verbindet die junge englische Autorin doch Themen wie Religion, Homosexualität und Kunst in lebendiger und literarisch anspruchsvoller Weise. Dabei nimmt ihre Sprache die unterschiedlichsten Funktionen wahr und frappt sowohl durch lyrische Sensibilität, als auch durch kapriöse Ironie.

Wintersons Roman «Orangen sind nicht die einzigen Früchte» beschreibt die Erfahrungen Jeanettes, der Hauptfigur, in einer christlich-fundamentalistischen Familie, deren Werte-, Wort- und Bildwelt zum Teil ihrer Persönlichkeit werden und ihre individuelle Entwicklung steuern. Deshalb führt der

Versuch der Loslösung in tiefe innere Kämpfe, Zerrissenheit und Aussenseitertum.

Im Jugendalter beginnt Jeanette Winterson – Autorin und Ich-Erzählerin des Romans zugleich – ihre lesbischen Gefühle, die sie bereits in dieser Lebensphase entdeckt, auszuleben. Die Liebesgefühle für eine Freundin setzen in der Heldin verschiedene, von ihr als lebenserneuernd empfundene Kräfte frei. Der gerade entdeckten Sexualität oder der befreienden Wirkung künstlerischer Kreativität wird jedoch in Jeanettes christlicher Gemeinde kein Raum geboten. Eine Dämonenaustreibung, welche sie wieder auf den «richtigen Weg» bringen soll, wird für Jeanette zum Wendepunkt. Sie verlässt die Gemeinde und macht sich auf einen neuen Weg, ihren eigenen Weg. Sie wird Schriftstellerin – «Prophetin» statt «Priesterin».

Trotz dieses umfassenden Neuanfangs macht Jeanettes Geschichte auch deutlich, wie ambivalent der Umgang mit der Vergangenheit für Menschen sein kann, die von ihrer Umgebung zu einer extremen Loslösung gezwungen werden. Die Narben sind tief, und die Dämonen rufen laut. Wintersons Roman dient der Abwehr jener verinnerlichten Vergangenheit und ist Spiegelbild der daraus resultierenden inneren Gespaltenheit, welche im künstlerischen Ausdruck überwunden werden soll. Wenngleich der Kampf mit dem Vergangenen oft stark ironische Züge annimmt, so dringt doch auch das Ringen eines Menschen um Wahrheit und Liebe durch die Zeilen des Romans.

Jeanette spricht von ihrer Sehnsucht nach einem Ort, an dem die Menschen einander nicht «verraten», wie ihre christlichen Glaubensgeschwister es taten, als sie das Streben der jungen Frau nach Selbstverwirklichung verteufelten und in einen Gegensatz zum Glauben an Gott stellten. In der Traumwelt der Heldin soll alles anders sein. Dort zählt die Wahrheit. Dort regieren barmherzige Menschen anstelle von Richtern, Weisheit ersetzt anerzogene Frömmigkeit und persönliche Wahrheit triumphiert über auswendig gelernte Bibelworte.

Ob sich jedoch diese imaginäre Stadt in der Wirklichkeit finden lässt, bleibt für Jeanette Winterson eine offene Frage.

Christine Meilicke

Jeanette Winterson, Orangen sind nicht die einzigen Früchte, Frankfurt a.M. 1993.

Festschrift

Für Gerechtigkeit streiten. Theologie im Alltag einer bedrohten Welt. Eine Festschrift für Luise Schottroff, Hrg. von Dorothee Sölle, Gütersloh 1994, mit vielen, relativ kurzen und gut lesbaren Beiträgen verschiedener AutorInnen. Eine lebendige Schrift, die Mut macht, an feministischen Fragen weiterzuarbeiten und sich von der her(r)kömmlichen Wissenschaft nicht abschrecken zu lassen. (LSR)

Weltgebetstag 1994 – Geht, seht und handelt

Vor zwei Jahren haben Frauen aus Ghana die Liturgie für den Weltgebetstag (WGT) 1995 vorbereitet und dem Zentralsekretariat der internationalen WGTsorganisation in New York zugestellt. Ob ihre Liturgie wirklich ausgewogen ist? Kamen Städterinnen aus Accra zum Zug oder Frauen aus den nördlichen Hungergebieten? Wurde die Liturgie ausschliesslich von der grössten Stammesgruppe, den Ashante-Frauen, geschrieben oder hatte das gehetzte, aidsgeplagte Fluchtvolk der Buem auch etwas zu sagen? Und wenn die reichen Grossgrundbesitzerinnen doch nicht zu Wort gekommen sind, wer wird im Westen die Stimme für sie erheben?

Mit seinem Anspruch, Gebetsanliegen weltweit und interkonfessionell zu teilen – «informiert zu beten und betend zu handeln» – löste der WGT der Frauen in seiner hundertjährigen Geschichte schon öfters Kontroversen aus. Die Liturgien waren den einen zu wenig an den Sorgen der Ärmsten orientiert, anderen zu politisch, dritte schalten sie fundamentalistisch. Natürlich sorgt nicht jedes vorbereitende Land gleichermaßen für Spannung in den ökumenischen Weltgebetstagsgruppen und für gebetene und ungebetene Sachverständige. Im Zusammenhang mit der Liturgie der Palästinenserinnen 1994 kam es weltweit zu heftigen Auseinandersetzungen um die Frage, ob die Liturgie antijudaistisch sei oder nicht. Eine Frage, die so gar nicht zu entscheiden war, denn es ging um Phantasien und Ängste, denen nun einmal schlecht mit einer Entscheidung darüber, wer recht hat und wer nicht, beizukommen ist.

Zur Konfliktgeschichte

Die nationalen WGT-Komitees erhalten jedes Jahr aus New York die Liturgie in einer englischen Fassung, besorgen eine Übersetzung mit Anpassungen an die lokalen Gegebenheiten und erarbeiten Unterlagen für die regionalen Vorbereitungstreffen. In den Gemeinden feiern dann Frauen und Männer die Liturgie nach ihren Überzeugungen

und Bedürfnissen. Im letzten Jahr nahm das schweizerische WGT-Komitee mit Jüdinnen und Juden Kontakt auf, um die Liturgie der Palästinenserinnen mit ihnen zu diskutieren. Der Text kam in Druck, bevor die Streitpunkte ausgeräumt werden konnten. Die anfänglich interessierte und offene Auseinandersetzung verhärtete sich im Laufe der Monate. In manchen Gemeinden prallten unterschiedliche politische und theologische Positionen hart aufeinander. Frauen, die jahrelang mitgearbeitet hatten, zogen sich aus der Vorbereitung zurück. Verschiedene Synoden gaben Erklärungen ab und schliesslich beschäftigte sich auf höchster kirchenpolitischer Ebene die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen der Schweiz mit der Liturgie.

Politische Kontroversen:

Der WGT ist als grosse basiskirchliche Bewegung ein kirchlicher und politischer Machtfaktor und muss entsprechend damit rechnen, dass seine Stellungnahmen nicht als Privatsachen behandelt werden. Von den GegnerInnen wurden drei politische Argumente angeführt:

1) Die Zusammensetzung der Vorbereitungsgruppe sei nicht repräsentativ für «die Palästinenserinnen»: eine kleine Gruppe (gemunkelt wurde sogar: ein Mann) aus Ostjerusalem habe die Liturgie geschrieben und Palästinenserinnen mit israelischem Pass die Mitarbeit verweigert. – Ob diese wirklich so anders fühlen?

2) Christliche Palästinenserinnen seien nicht frei, über ihre komplizierte Situation als Minderheit in der moslemischen Gesellschaft zu sprechen, insbesondere über ihre Angst vor einem fundamentalistischen Palästina. – Die Übersetzung des Problems in den schweizerischen Alltag ist schwierig, ganz zu schweigen von der Frage, was eine schweizerische Reaktion auf ein Angebot der jeweiligen Vorbereitungsfrauen ist: getreues Nach-beten oder betendes Antworten? (Aber nicht so, wie es die Alternativliturgie von Christinnen aus der christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft vorschlug: ausgewogen bis zur Blutleere und verfasst in ungebrochener Kirchenmännersprache!)

3) Die palästinensische Liturgie sei anachronistisch, da sich die Situation in Israel/Palästina durch die Friedensgespräche grundlegend verändert habe. Die Liturgie wirke sich im aktuellen Friedensprozess kontraproduktiv aus. – Die jüngste Geschichte belehrt uns leider eines Schlechteren; da sind andere Kräfte massgebend.

Theologische Streitpunkte:

Auch theologische Bedenken wurden zur Liturgie angemeldet. Sie machen sich wesentlich nicht am Text, sondern an Lücken fest. «Die nun vorliegende Liturgie ist – nach meiner Meinung – im Wesentlichen nicht zu verbessern. Zum einen, weil sie fast ausschliesslich mit Insinuationen arbeitet, also Ross und Reiter eben nicht nennt; zum anderen, weil sie von so vielen christlichen Positionen geprägt ist, die für den christli-

chen Antijudaismus als klassische zu bezeichnen sind, dass jemand, der nicht im Dialog mit Juden steht, die Liturgie eben für normal hält.» (Edna Brocke) Insinuiert sei, dass «Jüdinnen» und «Israel» in der ganzen Liturgie kein einziges Mal erwähnt werden. Juden und Jüdinnen, Nichtisraelis, befürchten, dass die Lücke bei ChristInnen einmal mehr mit dem unheilvollen rassistischen Kollektiv «Jüdinnen und Juden» gefüllt wird. Die zweite Lücke entsteht durch die Verwendung der Passionsgeschichten als rotem Faden der Liturgie. Wieder steht nirgends, dass sich die Komposition von Evangelienperikopen und Aktualisierungen in die jahrhundertealte antijudaistische Rezeption der Passionserzählung (die Juden haben Gott getötet) einschreibt. Die Phantasie, die sich in dieser Lücke aufbläht, lautet: «Die Juden» damals waren schuld am Tod Jesu und heute bringen sie die PalästinenserInnen um. «In 180 Ländern soll das Klischee der Christusmörder erscheinen. Der Anklang an die Passionsgeschichte weckt die Bilder des Judentums bei allen, die die Lehre von den bösen Juden verinnerlicht haben. Israel, der Judenstaat, tritt an die Stelle aller Juden.» (Aus der Stellungnahme von Pnina Nave Levinson). Eine Variante dieses biblizistischen Geschichtsdeterminismus greift zurück bis in die Eisenzeit und wirft den JüdInnen vor, dass sie damals die KanaanäerInnen vertrieben und umgebracht hätten – so steht es doch im Alten Testament – und heute das gleiche mit den PalästinenserInnen tun. Ebenso biblizistisch können pro-israelische Argumente lauten, etwa: Gott hat dem Volk Israel Kanaan gegeben, also ist es das Pech der PalästinenserInnen, im Gelobten Land und nicht in Ghana zu leben.

Zur Definitionsmacht

Analog dazu, dass Frauen miteinander auszuhandeln haben, was frauenfeindlich ist, steht es wohl Juden und Jüdinnen an, darüber zu urteilen, was antijudaistisch ist. Allerdings kann weder in der Frauenfrage noch in der Antijudaismusdebatte von «Betroffenen» ein Konsens erwartet werden. Die unterschiedlichen Stimmen werden – bitte bedacht und aufmerksam! – auch Männer oder NichtjüdInnen zu bewerten haben. Könnte es sein, dass im Bezug auf die antijudaistische Traditionsgeschichte in den Schweizer Kirchen einmal mehr an Frauen ausagiert wurde, was eigentlich woanders noch zu bearbeiten wäre? Die Beschäftigung mit dem Nahostkonflikt in seinen unterschiedlichsten Facetten heisst nicht, für einen Heiligen Staat Israel zu werben, sondern auf den verschiedenen Ebenen von Aus- und Weiterbildung eine gründliche Auseinandersetzung mit antijudaistischen theologischen Konzepten zu wagen. Konzepte, die immer noch in den Köpfen stecken und dann virulent werden, wenn BerufschristInnen ihrem Gottesvolk Unverständliches trotzdem sagen müssen. Im Zusammenhang mit

dem neuen Rassismus, der auch Züge von Judenhass trägt, sollte Antijudaismus nicht inflationär für alles und jedes gebraucht werden. Das schwächt die Argumentationskraft am richtigen Ort. Umgekehrt setzt aber die entschiedene Parteinahme am rechten Ort zur rechten Zeit eine sorgfältige Wahrnehmung christlicher und nachchristlicher Antijudaismen voraus.

Streiten und beten

Beten ist nicht «an sich» befriedend, auch gelingt das Gebet nicht besser, wenn Frau Ruhe hat vor Mehrdeutigem, Einsprüchen und Tagespolitik. Friede hat mit Auseinandersetzung, Reflexion und Entscheidungen zu tun, afrikanisch gesagt: mit Palaver.

Viele Frauen und Frauengruppen in den Gemeinden haben ihren Anlass weder über die Irritationen hinwegorganisiert, noch sind sie davongelaufen; sie haben sich Zeit genommen, über ihre Fragen, Aggressionen und Phantasien zu reden und einander zuzuhören. Nicht beim Rechthabenwollen hängen-zubleiben setzt den Mut voraus, sich zusätzlich zu anderen Ängsten und Anliegen auch noch mit dem Theater auf der eigenen Hinterbühne auseinandersetzen zu lernen – um dann, nach dem Gehen, Sehen und Urteilen parteilich handeln zu können.

Regula Grünenfelder

Feministisches politisches Engagement gegen den Krieg in Bosnien Seminar von Frauen-Solidaritätsgruppen 25./26. März 1994

Eineinviertel Jahre nach den grossen Demonstrationen vom Dezember 1992 trafen sich in Hertenstein am Vierwaldstättersee 80 Frauen aus der Deutschschweiz und der Romandie, aus Bosnien und aus der BRD, um über ihr Engagement mit und für Frauen im ehemaligen Jugoslawien nachzudenken. Eingeladen hatten der Verein Frauen und Kirche, Luzern, und die Frauenstelle für Friedensarbeit des cfd, Zürich.

Gibt es so etwas wie eine «richtige» feministische Haltung zum Krieg in Bosnien-Herzegowina? Nein, meinte die feministische Friedensforscherin Hanne-Margret Birckenbach aus Hamburg in ihrem Einleitungsreferat am Freitagabend: Nötig sei eine differenzierte Beschäftigung mit den Ursachen von Kriegen und Konflikten und mit den Zusammenhängen zwischen Gewalt im Krieg, im Alltag und in verschiedenen patriarchalen Strukturen. Eine grundsätzliche Position liesse sich nicht einfach aus dem Feminismus ableiten. Ihrer Ansicht nach können Frauen deshalb zum Beispiel sowohl eine Stellungnahme für als auch eine gegen eine militärische Intervention feministisch begründen – so wie es ja auch immer Frauen gab, die gerade im Mitmachen der Frauen im Militär ein Durchbrechen der patriarchalen Strukturen sehen. Dass sie selbst die Gewaltfreiheit für

den tauglicheren Weg zur Überwindung des Patriarchats hält, drang allerdings aus den Worten der Referentin deutlich durch.

Ins Zentrum ihrer Ausführungen stellte Birckenbach, die sich seit über 20 Jahren intensiv mit dem Thema der Kriegsvergewaltigungen beschäftigt, die Analyse der verschiedenen Funktionalisierungen, denen Frauen, die im Krieg sexuelle Gewalt erleiden, ausgesetzt sind. Ihre zentrale These:

Kriegsvergewaltigungen werden zwar heute in Bezug auf den Krieg in Ex-Jugoslawien thematisiert, weit mehr als in allen anderen Kriegen der letzten 50 Jahre; thematisiert im Dienst aller möglichen und unmöglichen Interessen – höchst selten aber mit dem Zweck, das Leiden der Betroffenen zu beenden. Vielmehr gehe es zum Beispiel darum, als Staat einen Militärapparat zu rechtfertigen oder den Ruf nach Intervention zu begründen; als Journalist frauenfreundlich dazustehen oder als Journalistin mal wichtig genommen zu werden; als PolitikerInnen endlich «etwas zu tun», um über das bisherige Versagen hinwegzutäuschen (wobei meist nur Papier rauskam); oder eben auch als Frauenbewegung sich über den Frust der Rückschläge im eigenen Land hinwegzuhelfen...

Rückblick

Frauen müssten sich diesen Funktionalisierungen entziehen, wenn sie eigenständige Solidaritätsarbeit leisten und politisch Einfluss nehmen wollen. Birgt aber nicht schon die Tatsache, dass Frauen-Engagement auch nur dann wahrgenommen wird, wenn ein Thema gerade «Konjunktur» hat, die Gefahr der Funktionalisierung in sich? Dass die Solidaritätsarbeit mit Frauen im ehemaligen Jugoslawien in der heute erreichten Breite auf die grossen Demonstrationen vom Dezember 1992 zurückgeht, ist unbestritten. Interessant war diesbezüglich allerdings das Ergebnis eines gemeinsamen Rückblicks auf Motivationen und Zielsetzungen des Engagements unter den Seminarteilnehmerinnen: in Diskrepanz zu einer auch bei uns selbst weitverbreiteten Annahme zeigte sich nämlich, dass bei weitem nicht nur die Medienberichterstattung über die Massenvergewaltigungen, sondern mindestens so stark persönliche Lebensumstände und Kontakte zu Menschen aus Bosnien und aus den andern Ländern des ehemaligen Jugoslawien Betroffenheit ausgelöst hatten und den Willen, etwas zu tun. Frauen wissen im übrigen auch mit ihren Kräften zu haushalten, die sie oft auf Beruf, familiäre und politische Verpflichtungen aufteilen müssen. Höchst unterschiedlich fielen die Kurzreferate engagierter Frauen aus bosnischen, deutschen und schweizerischen Solidaritätsgruppen am Freitagabend aus. Sie reichten von der kritischen Selbstbetrachtung, der Frage nach der Überwindung von Spaltungen in der eigenen Gruppe bis hin zu deutlicher Kritik am Ethnozentrismus der hiesigen

«Ex-Jugoslawien»-Solidarität. Einig waren sich alle: Die Verzweigung über die Unmöglichkeit, direkt auf das Kriegsgeschehen Einfluss nehmen zu können, darf nicht auf die Solidaritätsarbeit projiziert werden. Differenzen bezüglich des «richtigen Weges» und der Einschätzung des Konflikts müssen (endlich) offen diskutiert werden.

Perspektiven

Dies war denn auch Gegenstand der Diskussionen am Samstagnachmittag, in denen sich die Teilnehmerinnen in Gruppen zusammenfanden, um neue Wege zu drei als wichtig erkannten Zielen zu diskutieren: erstens, Spaltungen (bzw. unterschiedliche Einschätzungen und Erfahrungen) nutzen zu lernen statt uns von ihnen lähmen zu lassen; zweitens, geeignete politische Gefässe für einen Prozess der Meinungsbildung zu finden; und drittens, die politischen Positionen zu klären. Programmatisch hielt diese dritte Gruppe fest, was auch im Plenum von niemandem bestritten wurde: Bosnien-Herzegowina soll in den Grenzen, wie sie von der Uno festgeschrieben sind, bestehen bleiben. Alle Kräfte, die die faschistischen Regimes in Kroatien und Serbien ablehnen und bekämpfen, wollen wir unterstützen. Und schliesslich wollen wir gewisse Sprachregelungen hinterfragen, wenn zum Beispiel von «Kriegsparteien», von «Konflikt», von «muslimischen Volksgruppen», von «Bürgerkrieg», von «Krieg in Ex-Jugoslawien» die Rede sei.

Und dann? Die zwei Tage in Hertenstein haben einen eigenständigen Reflexionsprozess ermöglicht, in dem Frauen in einem produktiven Klima der Auseinandersetzung ihre Bereitschaft zum Zuhören und zur offenen Aussprache über kontroverse politische Fragen bewiesen. Bei mir persönlich bleibt das Gefühl, dass einige Anfänge gemacht sind: Anfänge der Klärung mit etwas mehr Zeit, als uns der Druck der täglichen Politik bisher übrigliess – es wird darum gehen, uns diesen Zeit-Raum auch in Zukunft zu schaffen.

Annäherungen in verschiedenen Positionen, deren Trennlinien beileibe nicht etwa nur zwischen «Bosnierinnen» und «Schweizerinnen» verlaufen, haben stattgefunden. Die Frage ist als Aufforderung zu verstehen: wo geht die Debatte weiter?

Über die Tagung wird eine Dokumentation erstellt, die ab ca. Anfang Juli zu beziehen sein wird bei den Veranstalterinnen, cfd-Frauenstelle und Verein Frauen und Kirche Luzern.

Stella Jegher, cfd-Frauenstelle

Frauen gestalten die Welt

Bekanntlich stand die Fastenzeit 1994 im Zeichen der Kampagne «Frauen gestalten die Welt».

Für mich als Mitarbeiterin im Bereich Kommunikation und Bildung des Fastenopfers war diese Zeit geprägt durch ein ständiges Auf und Ab der Gefühle. Einerseits bekamen wir viele positive

und begeisterte Echos, andererseits sties- sen wir auf Missverständnisse und Grenzen. Diese Kampagne hat einigen Staub aufgewirbelt und hoffentlich auch einige Meinungen entstaubt. Sie hat die einen verärgert, die anderen neu motiviert, sich der Thematik zu stellen. Besonders jüngere Frauen lies- sen sich für unsere Anliegen gewinnen. Es war noch der letzte und notwendige Zeitpunkt, wo es möglich war, zum Thema «Frau» auch innerhalb der Kir- chen Stellung zu beziehen. Die welt- weite Verantwortung der Frauen im Entwicklungsprozess wurde während der Kampagne nie (auch nicht in der Öffentlichkeit) in Frage gestellt, wohl aber die Rolle und die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft. Ein betrüblicher Aspekt für unsere Organisation ist der sich abzeichnende Spendenrück- gang. Die Geschäftsleitung des Fasten- opfers stellt dazu fest, dass das konflikt- trächtige Thema mit dazu beigetragen hat. Sicher muss hier eine differenzier- tere Auswertung erfolgen. Die Kam- pagne hat gute und wertvolle Impulse vermittelt, gleichzeitig aber zuwenig bewusst gemacht, dass sie eine Bil- dungs- und Sammelaktion war.

Rückblende

Die Hilfswerke Fastenopfer, Brot für alle und Partner sein – und mit ihnen zusammen viele Frauenorganisationen – prägten die Zeit vor Ostern 1994 the- matisch. Die Ziele der Aktion «Frauen gestalten die Welt» lauteten:

- Auf Frauen bei uns und aus der Drit- ten Welt hören, damit geschwisterliche Partnerschaft wachsen kann;
- wahrnehmen, welche Situationen und Probleme Frauen besonders hart tref- fen;
- anerkennen, was Frauen leisten, und welche Initiativen von Frauen ausge- hen.

Vielseitig und sorgfältig haben einzelne Frauen oder Arbeitsgruppen, die min- destens zur Hälfte von Frauen besetzt sein mussten, die Unterlagen erarbei- tet.

Der Slogan «Frauen gestalten die Welt» gab bereits im Vorfeld zu regen Diskus- sionen Anlass. Was den einen bereits zu «feministisch» erschien, war für die an- dern ein «dèjà vu».

Einige «Rosinen» aus dem Materialangebot

Grundlagenpapier:

Regula Frey Nakonz und Silvia Strahm Bernet erarbeiteten das theologische und entwicklungspolitische Grundla- genpapier. Zum ersten Mal wurde der Grundlagentext im Radio DRS 2 als «Denkanstösse» ausgestrahlt.

Plakat:

Unter den Grafikerinnen der Schweiz wurde ein Plakatwettbewerb ausge- schrieben. Die Beteiligung mit 64 Ein- gaben war sehr erfreulich. Siegerin wurde Martine Waltzer aus Renens. Ihr Sujet erschien auf allen Materialien: Agenda, Plakat, Pin, Schreibkarten usw. Die Reaktionen waren recht un- terschiedlich. Besonders Frauen schätzten

das Sujet sehr. Andere konnten mit den «dürren Frauen» nichts anfangen. Noch nie wurde jedoch so viel über ein Akti- onsplakat von Fastenopfer und Brot für alle diskutiert.

Der Pin wurde zum Renner.

Meditationsheft zum Hungertuch:

Reinhild Trätler verfasste die *Medita- tionen zum Hungertuch «Biblische Frau- engestalten»*. Insbesondere einige Aus- sagen zum Bild «Maria und Elisabeth» gaben zu bösen Unterstellungen in ge- steuerten Leserbriefaktionen und ei- nem Offenen Brief an die Bischofskon- ferenz Anlass. Weihbischof Martin Gächter schrieb in seiner Antwort:

«... Wenn dieses Jahr eine evangelische Autorin über Maria und Elisabeth schreibt, dürfen wir von ihr nicht eine katholische Position erwarten. Doch schreibt sie auch nicht gegen unseren katholischen Glauben, wenn ihr nicht Gedanken unterschoben werden, die sie gar nicht hat. Darum ist es unge- recht, wenn der Offene Brief ihre Ge- danken als «blasphemisch» abqualifi- ziert.»

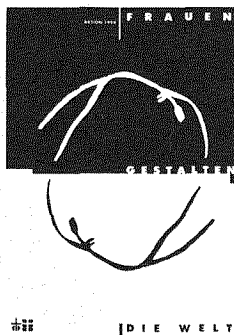
Arbeitshilfe zu den Frauenaktionstagen:

An einer Vernetzungstagung mit unge- fähr 40 Frauenorganisationen wurde be- schlossen, während der Fastenzeit 1994 dezentrale schweizerische Frauenak- tionstage zu lancieren. Das entsprechen- de Hintergrundmaterial zu «Markttag weltweit» und dem ökumenischen Got- tesdienst «Grenzen überschreiten» er- schien in der Arbeitshilfe «Wir gestalten die Welt». Die Frauenaktionstage wur- den am 12./13. März vielerorts durch- geführt. DRS 2 übertrug am Sonntag- morgen aus Luzern einen Teil des Got- tesdienstes und verschiedene State- ments. An einzelnen Orten blieb die Beteiligung eher unter den Erwartun- gen. Die Erfahrungen und Prozesse bei jenen Frauen, die sich intensiv mit dem Thema auseinandersetzten, waren je- doch ermutigend. So wurde da und dort vereinbart, weiterhin ökumenische Frauen-Gottesdienste durchzuführen.

«Stimmen der Hoffnung»

Begegnungen und engagierte Aussagen von Frauen unterschiedlichster Her- kunft prägten die Aktion «Frauen ge- stalten die Welt».

Monika Stocker beispielsweise setzte in ihrem Einführungsreferat im Romero- Haus den drei Zielen der Kampagne die drei Stich-Worte Macht, Patriar- chat, Marktwirtschaft entgegen.



1. Auf Frauen hören... heisst etwas an- deres als Gehör gewähren, das heisst heute die Frage der Macht stellen.

2. Wahrnehmen, welche Situationen und Probleme Frauen besonders hart treffen... das heisst nicht mehr und nicht weniger, als die Einseitigkeit des Patriarchats abzulösen durch eine Ge- genseitigkeit, die wirklich echt ist.

3. Anerkennen, was Frauen leisten, heisst heute eine neue Rentabilitäts- rechnung zu beginnen, die endlich die falschen ökonomischen Prämissen un- seres neuen Goldenen Kalbes entlarvt. Die neue Rentabilitätsrechnung be- rücksichtigt die Faktoren: Arbeit – Energie, Rohstoffe – Zeit – Qualität – «weibliche Kapazitäten».

Verena Mbiti schrieb an die Arbeits- gruppe «Frauenaktionstage»:

«Die Vorbereitung in der Gruppe war sehr intensiv, lebendig und lust-voll. Wir sprechen bereits davon, einen öku- menischen Frauengottesdienst zur Tra- dition werden zu lassen.»

Schwester Mary John Mananzan, Gastfrau aus den Philippinen:

«Möge die Auseinandersetzung mit dem Thema «Frauen gestalten die Welt» ein vertieftes Nachdenken und schliess- lich eine neue Form der Wahrnehmung bewirken, denn diese ist letztlich die grundlegende Basis der Solidarität. Dazu gehört auch, die Ungerechtigkei- ten im eigenen Kontext wahrzuneh- men.»

Thabi Shange, Gastfrau aus Südafrika: «Das gelebte Miteinander der Frauen in Südafrika über Partei- und Konfessi- onsgrenzen hinweg zeigt, dass Zusam- menarbeit möglich ist. Daher haben die Frauen grossen Anteil am Friedenspro- zess und Neuaufbau der Gesellschaft.»

Zum Schluss

Trotz den Widersprüchlichkeiten, die unsere Kampagne ausgelöst hat, trotz den Vorurteilen, die dem Thema «Frau» entgegengebracht wurden, bleibt mir die Vision, wie sie im Grundlagentext von Silvia Strahm Bernet beschrieben wird:

«Womit soll ich das Reich Gottes ver- gleichen? Es ist wie ein Teppich, den Frauen weben, mit den Farben des Schmerzes und der Hoffnung. Und un- ter ihren Händen, den sorgfältigen, entsteht das Bild jenes Tages, der kom- men wird, an dem Verachtung, Unter- werfung und Gewalt ein Ende haben, wo die Frauen neben den Männern ste- hen, und oben und unten werden ver- gangen sein. Und sie werden sich in die Augen sehen, ohne Furcht und ohne Lüge, und sie werden sich endlich und wie zum ersten Mal darin wiedererken- nen.»

Beatrix Späni-Holenweger

Symposium zu Ehren von Luise Schottroff

Anlässlich des 60. Geburtstages von Prof. Luise Schottroff trafen sich in Hofgeismar (13.-15. April 1994) zahl- reiche junge und ältere, akademische und nichtakademische, feministisch

und befreiungstheologisch arbeitende Frauen und Männer. Das Symposium zum Thema «Ist unser Erbe unsere Macht?» überdachte das Verhältnis der feministischen Befreiungstheologie zur historischen Rekonstruktion und befreiender, neuer Praxis. Luise Schottroff ist mit grossem Engagement darum bemüht, Orte für feministische Forschung und Diskussion zu schaffen. Auch diese drei Tage in Hofgeismar waren eine «Auftank-Möglichkeit» für viele, um neuen, frischen Wind in sich aufzunehmen und weiterzutragen.

Luzia Sutter Rehmann

Stellungnahme zur jüngsten päpstlichen Verlautbarung

Jesus weihte keine Priesterinnen... ...aber auch keine Priester

Die Interessengemeinschaft feministischer Theologinnen der Deutschschweiz, die Frauenkirchenstelle in Luzern und die Frauenstelle für Friedensarbeit des christlichen Friedensdienstes (cfd) in Zürich haben das neueste apostolische Schreiben des Papstes mit Befremden zur Kenntnis genommen. In diesem zum 30.5. veröffentlichten Schreiben soll die Priesterweihe für Frauen und das Gespräch darüber im Sinne einer definitiv verkündeten Doktrin endgültig verboten werden. Der lehramtliche Text arbeitet mit biblischen und historischen Falschaussagen. Dem setzen die Unterzeichnerinnen folgende Richtigstellungen entgegen: Jesus hat nach dem Zeugnis der Evangelien kein Amtspriestertum geschaffen; er hat nicht nur keine Priesterinnen, sondern auch keine Priester geweiht. Würde die kirchliche Praxis der päpstlichen Argumentation folgen, dürften nach dem Massstab der zwölf Erstberufenen ausschliesslich Fischer jüdischen Glaubens zu Priestern geweiht werden. Den Titel «Apostelin» hingegen trugen durchaus auch Frauen. Im Römerbrief (16,8) wird eine Apostelin Junia genannt. Ebenso bezeichnet der Kirchenlehrer Augustinus Maria von Magdala als «Apostelin der Apostel». Die Anfänge des heutigen Amtspriestertums sind zudem erst im dritten Jahrhundert zu finden. Von einer unwandelbaren Praxis der Kirche in der Berufung von Priestern, die auf Jesus zurückginge, kann somit nicht die Rede sein.

Wir teilen die Auffassung des Lehrschreibens, dass nicht jedes Thema dem freien Spiel der Meinungen überlassen werden darf. Ob Diskriminierung und Verfolgung aufgrund von Hautfarbe, Geschlecht, Klasse, Alter oder Religionszugehörigkeit erlaubt ist, darüber kann nicht diskutiert werden. Deshalb sind heute klare Aussagen zum Morden in Bosnien und Ruanda verlangt. Der Vatikan aber setzt andere Schwerpunkte: Die Diskussion um Aufgaben und Verantwortung von Männern und Frauen in der Kirche soll durch ein Machtwort beendet werden. Dieses Machtwort fällt u.E. als unmittelbare

Reaktion auf die Umkehr der anglikanischen Kirche von der Sünde des Sexismus.

Das katholische Lehramt zeigt sich unberührbar von demokratischen Prozessen und pastoralen Notwendigkeiten. Deshalb sind Christinnen und Christen, Priester wie LaiInnen jetzt aufgerufen, sich zu Wort zu melden: Die Kirche, das sind wir alle – und wir übernehmen die Verantwortung für ihre heutige und zukünftige Gestalt. Das Gespräch geht weiter!

Katharina Jost, Regula Grünenfelder, Antoinette Brem, Silvia Schroer (Vorsitz der Interessengemeinschaft feministischer Theologinnen der Deutschschweiz), Li Hangartner, Heidi Müller (Frauenkirchenstelle Luzern, Dorothee Wilhelm (cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit Zürich).

Vorschau

Striptease – please

Im Juni beginnt die Tournee mit dem Maskenspiel «Striptease – please». Das Stück wurde von der Arbeitsgruppe «Frauen aus der Dritten Welt» in Auftrag gegeben, um eine breitere Öffentlichkeit auf die schlechten Arbeitsbedingungen der ausländischen Gogo-Girls aufmerksam zu machen. 1990, als die Arbeitsgruppe auf Initiative des Schweizerischen Verbandes für Frauenrechte gegründet worden war, handelte es sich um Frauen aus Lateinamerika, Asien und Afrika, die mit falschen Versprechungen in die Schweiz geholt wurden. Unterdessen haben die Frauenhändler ein neues «Einkaufsgebiet» entdeckt: die Länder des ehemaligen Ostblockes.

Die Arbeitsgruppe möchte mit ihrem Theater über die Machenschaften der Frauenhändler informieren, aber auch über die Frauen, die voller Hoffnungen ins versprochene Paradies Schweiz kamen und grausam enttäuscht wurden. Autor des Stückes ist Paul Steinmann, der vor allem durch verschiedene Theaterstücke für Jugendliche bekannt geworden ist. Regie führt Irina Kumschick, Schauspielerin und Regisseurin, die Musik ist von Dinah Geiger. Das Stück dauert eine halbe Stunde und ist als Strassentheater konzipiert, kann aber auch in einem Saal aufgeführt werden. Fester Bestandteil jeder Aufführung ist der Informationsstand, der mit Schriften aus dem Fraueninformationszentrum Dritte Welt FIZ bestückt ist und von einer sachkundigen Person betreut wird.

Inhaltsangabe:

«Striptease – please» erzählt die kleine, aber böse und leider wahre Geschichte von Eva, einer jungen Südamerikanerin, die mit falschen Versprechungen auf Arbeit in die Schweiz geholt wird. Hier kann sie zwar einen Arbeitsvertrag abschliessen; dieser zwingt sie jedoch dazu, sich in Nachtlokalen auszuziehen und die Besucher zum Trinken zu animieren. Weil Eva ihren Aufenthalt in der Schweiz mit Schulden beginnt, weil

sie die Sprache und die hiesigen Gebräuche nicht beherrscht, weil sie sich schämt und weil sie doch Geld nach Hause schicken möchte, kann sie nicht aussteigen. Sie ist in einem Teufelskreis gefangen, der von einigen dabei gut verdienenden Männern in Schwung gehalten wird.

Mit dem Stück «Striptease – please» und der begleitenden Standaktion möchten wir die Menschen in der Schweiz darauf aufmerksam machen, dass ein Grossteil der hier lebenden Nachtclub-Tänzerinnen ausgenutzt und von den jetzigen Gesetzen zu wenig gut geschützt wird. Zum Vorteil einiger weniger. Oft zum Nachteil der Frauen aus fremden Ländern und ihrer Familien. Das Theater kann vom Juni bis September an Wochenenden oder Abenden engagiert werden. Weitere Informationen sind jeweils nachmittags 14.00 - 18.00 unter Tel. 061/421 0901 (Sozialberatung) erhältlich. Postadresse: Arbeitsgruppe «Frauen aus der Dritten Welt», Postfach 400, 4102 Binningen.

Annemarie Rüegg

Veranstaltungen

... finden natürlich immer noch statt, auch wenn wir hier nicht mehr in Form eines Veranstaltungskalenders darauf hinweisen (Näheres siehe FAMA, März 1994)

Veranstaltungskalender können bezogen werden:

für den Raum Basel:

Projektstelle für Frauen,
FrauenKirchen-Kalender
Maiengasse 64, Postfach, 4009 Basel.

für den Raum Luzern:

Lilafax
Frauenkirchenstelle,
Postfach 4933, 6000 Luzern 2.

Überregional:

cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit,
Frauen-Friedens-Daten,
Postfach 9621, 8036 Zürich.

Das FAMA-Team

10 Jahre FAMA – Festankündigung

1995 wird für uns ein besonderes Jahr, denn dann wird unsere Zeitschrift ihr zehntes Lebensjahr vollendet haben. Wir meinen: das ist ein Grund zum Feiern. Und weil wir ohne die Treue unserer Leserinnen und Leser dieses Jubiläum nicht begehen können, möchten wir ein grosses Fest organisieren.

Es findet am **28. Januar 1995 in der Paulus Akademie** statt.

Für die meisten der FAMA-Redaktorinnen ist die Paulus-Akademie in Bezug auf die feministische Theologie ein ganz wichtiger Ort. Darum ist es unser Wunsch, unser Jubiläum da zu feiern, wo wir die ersten Tagungen über feministische Theologie besuchen konnten. Das Fest wird von den FAMA-Redaktorinnen und Brigit Keller, Programmschaffende der Paulus Akademie gemeinsam vorbereitet.